Laurahütte-Siemianowitzer Zeitung

Erscheint Montag, Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und kostet vierzehntägig ins Haus 1,25 Zloty. Betriebsstörungen begründen keinerlei Anspruch auf Rückerstattung des Bezugspreises.

Einzige älteste und gelesenste Zeitung von Laurahütte-Siemianowitz mit wöchentlicher Unterhaltungsbeilage.



Anzeigenpreise: Die 8-gespaltene mm-Zl. für Polnisch-Oberschl. 12 Gr., für Polen 15 Gr.; die 3-gespaltene mm-Zl. im Reklameteil für Poln.-Oberschl. 60 Gr., für Polen 80 Gr. Bei gerichtl. Beitreibung ist jede Ermäßigung ausgeschlossen

Geschäftsstelle: Siemianowice (Śląskie), ulica Bytomska (Beuthenerstraße) 2

Fernsprecher Nr. 501 — Fernsprecher Nr. 501

Nr. 17 — Sonntag, den 29. Januar 1933 — 51. Jahrgang

Was die Woche brachte

Die Haushaltsdebatten in Warschau dauern an. Sie begannen am Montag mit einer Kritik über die Ausgaben des Unterrichtsministeriums, das bei der Opposition sich sehr geringer Beliebtheit erfreut. Die verschiedenen Reformen, die von der Volksschule angefangen alle Unterrichtsanstalten bis zu den Hochschulen umfassen, haben das ihre dazu beigetragen. Dazu kommt als besonderes Kapitel das Schulwesen der Minderheiten, gegen das der Minister neue Maßnahmen ankündigte. Das Steckenpferd ist dabei, wie immer, die sogenannte Loyalität, in bezug auf welche die Regierung bekanntlich nie zufriedengestellt werden kann. Nach den Worten des Unterrichtsministers Jendrzejewicz wird von den Minderheitsschulen nicht nur Loyalität nach außenhin gefordert werden, sondern eine positive Einstellung zum polnischen Staate. Ein bequemes Wort, vieldeutig in seinem Inhalt und eine vorzügliche Handhabe, um den Minderheiten immer einen Strick drehen zu können.

In seiner Eigenschaft als Kultusminister unterließ Jendrzejewicz nicht, auch einen Hieb gegen „gewisse Einzelpersonen, die leider sogar auf hohen Posten der kirchlichen Hierarchie stehen“ zu führen. Ihr Auftreten werfe auf die harmonische Zusammenarbeit mit der Kirche Schatten. Man wird über diese Feststellung in Gnesen kaum sonderlich erbaut sein, da dort wohl kaum die Absicht bestehen dürfte, die „breite Masse des Volkes irrezuführen“.

Die Kritik richtete sich gegen die Auslassungen über die Minderheitsschulen, zu denen unter anderen der Ukrainer Deykanowicz bemerkte, daß die Politik des Ministeriums nicht das friedliche Nebeneinanderleben der Völker zum Ziele habe, weshalb das Verhältnis der Minderheiten zur Regierung wesentlich schlechter geworden sei. Von sozialistischer Seite wurde auch der Vorwurf erhoben, daß die Schulkinder im allgemeinen auf Kosten der Hygiene und der pädagogischen Erfolge in den Klassen zusammengepfercht werden, um die Zahl derjenigen Kinder, die in keine Schule gehen und die noch immer 458 000 beträgt, gewaltsam herabzudrücken.

Lebhaft war auch die Debatte über den Etat des Handelsministeriums, wobei vor allem die Kartelle angegriffen wurden. An diesen Angriffen beteiligte sich sogar die Moralische Sanierung. Handelsminister Zarzycki kündigte einen neuen Entwurf zum Kartellgesetz an, doch ist es auf Grund der vorliegenden Erfahrungen fraglich, ob sich die Regierung gegen die Kartelle, die sie zu mächtig werden ließ, durchsetzen wird.

Eine überraschende Feststellung ergab die Aussprache über den Etat des Finanzministeriums. Die Steuereingänge sind in den letzten Monaten des vergangenen Jahres besser gewesen als im Jahre vorher. Es fragt sich nur, ob diese Besserung nicht lediglich den strengen Beitreibungsbestimmungen zuzuschreiben ist.

Auf dem Gebiet der Außenpolitik verdient die Beunruhigung der polnischen Presse hervorgehoben zu werden, die durch den angeblichen Plan europäischer Staatsmänner zurückzuführen ist, nachdem es zu einer Einigung der Großmächte, England, Deutschland, Frankreich und Italien kommen soll. Durch diese Einigung würden die Großmächte einen bestimmenden Einfluß auf die Geschicke Europas ausüben können. Das alte Schlagwort vom europäischen Gleichgewicht oder dem europäischen Konzert würde wieder lebendig werden. Auf polnischer Seite wehrt man sich gegen derlei Absichten, weil Polen dabei übergangen würde und weist auch auf die Kleine Entente hin, die in die europäischen Angelegenheiten dreinzureden habe. Man will nicht, daß die Großen das Wort führen und die Kleinen schweigen müssen, zumindest aber will man selbst zu den Großen gehören. Es läßt sich natürlich nicht entscheiden, wie es mit einem derartigen Plane steht und ob die ganze Aufregung nicht vielleicht umsonst ist. Der Umstand, daß auch das Schweizer Blatt „Journal de Geneve“ der Frage einen Artikel widmet, könnte allerdings darauf schließen lassen, daß die Angelegenheit nicht ganz aus der Luft gegriffen ist.

Das Deutsche Reich, das in diesem Plan für Polen der Dorn im Auge ist, kämpft indessen noch um eine Klärung seiner inneren Lage. Alle Besprechungen, die geführt wurden, sind ohne positives Ergebnis geblieben. Es fragt sich nun, ob der Reichstag zusammentreten und sich darüber schlüssig werden wird, welche Haltung der Regierung gegenüber einzunehmen ist. Zum Teil rechnet man mit diesem Fall und glaubt, daß ein Mißtrauensvotum des Reichstags die Auflösung, verbunden mit Neuwahlen, zur Folge haben wird. In anderen Kreisen wieder glaubt man an eine Verschiebung der Reichstagssitzung, um der Regierung noch die Möglichkeit einer Erprobung des Papenschen Wirtschaftsprogramms zu geben. Viel wird bei einem Zusammentritt der gesetzgebenden Körperschaft natürlich von der Stellungnahme des Kanzlers zu den wirtschaftlichen Fragen abhängen, die letzten Endes auch auf das Verhalten der Parteien zur Regierung von Einfluß sein wird. Ueber den Zusammentritt des Reichstages wird der Aeltestenrat entscheiden. Spricht er sich dafür aus, so tritt die Schicksalsfrage des Kabinetts in ein entscheidendes Stadium, da es nicht sicher ist, ob im Falle eines Mißtrauensvotums der Kanzler die Vollmacht zur Auflösung des Reichstags erhalten wird. Kommt es zu einer Verschiebung des Zusammentritts, dann ist es möglich, daß der Reichspräsident in einem Appell an die Parteien und das deutsche Volk seine persönliche Auffassung der Lage darlegen wird. Ueber die Art dieses Appells sind natürlich alle Mutmaßungen verfrüht.

Ein bedeutungsvolles Ereignis sind die Wahlen in Irland. Der Ministerpräsident de Valera hatte im alten Parlament nur mit Unterstützung der Sozialisten die Mehrheit und es bestand die Gefahr, daß ihm die englandfreundliche Partei unter der Führung Cosgrave das Wasser abgraben würde. Kurz entschlossen löste er das Parlament auf. Die Neuwahlen brachten ihm einen Sieg. Er ist nun in der Lage, den Kampf um die wirtschaftliche Unabhängigkeit des irischen Volkes von England mit Erfolg zu führen. Der Freiheitssinn hat über die materiellen Vorteile gesiegt. Das irische Volk geht seiner völligen Unabhängigkeit von England entgegen.

Deutschland vor der Entscheidung

Reichstag am 31. Januar — Auflösung oder Rücktritt Schleichers

Berlin. Der Aeltestenrat des Reichstages bestätigte am Freitag nachmittag seinen vor 8 Tagen gefaßten Beschluß, wonach die nächste Reichstagssitzung am Dienstag, den 31. Januar stattfinden soll. Auf der Tagesordnung steht die Entgegennahme einer Erklärung der Reichsregierung. Daneben sollen einige internationale Abkommen sozialpolitischer Art erledigt werden, sofern das ohne Aussprache möglich ist.

*

In der Sitzung des Aeltestenrates des Reichstages wurden Anregungen auf einen anderen Termin, als den 31. Januar nicht laut. Auf besonderes Befragen erklärte Staatssekretär Dr. Planck, daß die Reichsregierung keinerlei Erklärungen abzugeben habe.

Der Reichstag wird sich nach Entgegennahme der Regierungserklärung am Dienstag auf Mittwoch vertagen, um dann in die Aussprache einzutreten. Ueber den Zeitpunkt, zu dem über die vorliegenden Mißtrauensanträge abgestimmt werden soll, ist auf der Sitzung des Aeltestenrats nicht gesprochen worden. Die Dienstag-Sitzung des Reichstages beginnt um 15 Uhr.

Entscheidung des Reichspräsidenten schon am Sonnabend?

Berlin. Reichskanzler Schleicher wird am Sonnabend 12,35 Uhr vom Reichspräsidenten die Vollmacht zur Auflösung des Reichstags, zur Erklärung eines politischen Burgfriedens und zur Herausgabe der sogenannten Schubladenverordnung erbitten. In politischen Kreisen ist die Lesart verbreitet, daß der Reichspräsident zunächst eine Entscheidung nicht treffen wird. Es wird in diesem Falle mit dem Rücktritt des Kabinett Schleicher gerechnet. Inzwischen gehen die Besprechungen zur Klärung der politischen Lage zwischen den Parteien weiter. Nachdem am Donnerstag eine Besprechung zwischen Hugenberg und Kaas vorausgegangen war, fand am gestrigen Freitag eine längere Aussprache zwischen Hugenberg und Schmidt-Hannover, sowie Hitler, Göring und Frick statt. Die Besprechungen galten der Wiederherstellung der Harzburger Front bezw. der Frage der Stellungnahme des Zentrums.

Japan droht Rußland mit Krieg

Scharfe Angriffe gegen Stalin — Peinliche Ueberraschung in Moskau

London. Im japanischen Oberhaus kam Kriegsminister Araki u. a. auf die Kriegsgefahr zwischen Japan und Rußland zu sprechen, was erhebliches Aufsehen erregte. Er begründete eingehend die Notwendigkeit, für den Aufbau der japanischen Flugwaffen, die der russischen gleichkommen müsse. Hierbei wies Araki auf eine Erklärung Stalins hin, daß der erste russische Fünfjahresplan durch notwendig gewordene Kriegsvorbereitungen gestört worden sei. Das bedeute entweder, daß Rußland einen japanischen Angriff erwarte oder daß es Japan angreifen wolle. Was China angehe, so müßten die Streitigkeiten früher oder später geregelt werden. Wenn China Truppen nach Dschehol entsende, müsse Japan entscheidende Schritte tun. Japan würde sich dann vielleicht zu einer „neuen Politik“ genötigt sehen.



Bismarcks Großneffe wird Staatssekretär

Landrat a. D. Herbert von Bismarck, deutschnationaler Reichstagsabgeordneter, wurde auf den Staatssekretärposten im preußischen Innenministerium berufen, der seit dem Rücktritt von Abegg verwaist ist.

Moskau zur Rede Arakis

Peinliches Aufsehen.

Moskau. Der Rede des japanischen Kriegsministers Araki im japanischen Oberhaus wird in Moskau große politische Bedeutung beigemessen. Man glaubt nicht, daß die Erklärung Arakis einfach eine Entgleisung, sondern vielmehr einen politischen Vorstoß darstellt mit dem Ziel, die Sowjetregierung zur Aenderung ihrer Politik im fernen Osten zu veranlassen. Die russische Regierung wartet den Wortlaut der Rede ab. Sie werde sich dann entscheiden, welche Schritte zu tun seien. Besonders peinlich wird in Moskau die Tatsache empfunden, daß Araki sich für seine Angriffe die Person Stalins ausgesucht hat.

Molotow droht

Moskau. Die Tagung des Zentralvollzugsausschusses der Sowjetunion wurde am Donnerstag mit einem Schlußwort Molotows, in dem er die Ergebnisse der Tagung zusammenfaßte und eine Reihe praktischer Aufgaben für 1933 aufzeigte, geschlossen. Als Hauptaufgabe der Sowjetindustrie bezeichnete Molotow die Steigerung der Produktivität der Arbeit und die Beherrschung der neuen Technik. Ungewöhnlich scharf äußerte er sich über die Pläne des ehemaligen ukrainischen Hetmans Skoropadski, die auf eine Abtrennung der Ukraine von Sowjetrußland abzielen. Molotow sagte, wenn daraus ein Gesetz gemacht werden solle, so müsse man wissen, daß die Sowjetukraine unverkäuflich sei. Es verlohne sich nicht, über Skoropadski viel Worte zu verlieren, aber dennoch müsse dies gesagt werden: Die Sowjetunion habe schon im Laufe des ersten Fünfjahresplanes viel für die Wehrfähigkeit des Landes getan. Sie wolle zwar den Frieden und ihre Außenpolitik sei friedlicher Natur. Die Sowjetunion werde aber wachsam sein, um auch notfalls für die Sicherstellung dieses Friedens kämpfen zu können.

Neuer englischer Abrüstungsvorschlag

Genf. Die englische Regierung hat dem Präsidenten der Abrüstungskonferenz neue Abrüstungsvorschläge übermittelt, die eine Zusammenfassung des französischen Plans, des Hoover-Plans, der Simon-Vorschläge vom vorigen Jahre und des Gleichberechtigungsabkommens darstellt. In dem neuen englischen Plan wird u. a. die Anwendung der Gleichberechtigung und die Aussetzung des Teiles 5 des Versailler Vertrages durch die Abrüstungskonvention vorgesehen.

Blutige Erwerbslosenkundgebung in Chikago

Chikago. Vor dem Wohlfahrtsbüro fand am Freitag eine Erwerbslosenkundgebung statt, bei der es zu einer schweren Schlägerei mit der Polizei kam. Die Erwerbslosen schlugen mit Eisenstangen und Holzknüppeln auf Polizeibeamte ein und versuchten ihnen Pfeffer in die Augen zu streuen. Ueber 150 Personen, darunter 10 Polizisten, wurden zum Teil schwer verletzt. Die Polizei nahm zahlreiche Verhaftungen vor. Unter den Verhafteten befinden sich auch mehrere Frauen, die Hetzreden gehalten haben.

Eine Stunde Sejm!

Warschau. Am Freitag fand eine Plenumsitzung des Sejms statt, die knapp eine Stunde dauerte und im bekannten Tempo erledigt wurde. Der Marschall Switalski gab bekannt, daß seitens des Justizministeriums ein Schreiben eingegangen sei, welches die Freigabe des Abg. Marjan Dombrowski fordert, der bekanntlich das Regierungsblatt „Ilustrowany Kurjer Codzienny" herausgibt und gegen den der Publizist Nowaczinski Klage anstrengen will. Der Antrag ist der Geschäftsordnungskommission überwiesen worden. Hierauf wurden vier Abkommen über Steuerfragen zwischen Danzig und Polen diskutiert, die in zweiter und dritter Lesung angenommen wurden. Ein Projekt betreffend die Selbstverwaltungskörperschaften bei Verteilung von öffentlichen Arbeiten wurde der Administrationskommission überwiesen, ferner eine Reihe von Projekten, die teils das Gerichtswesen und die Sozialgesetzgebung betreffen. Beim Antrag auf Sanierung der Privatangestelltenversicherung ergriff Abg. Reger PPS. das Wort und kritisierte die Maßnahmen des Ministers, der es versäumt habe, in die Materie rechtzeitig einzugreifen und die finanzielle Seite des Unternehmens zu sichern, indem die Beiträge auf eine erforderliche Höhe gesetzt worden wären. Das Projekt ist der Fürsorgekommission überwiesen worden.

Hierauf teilte der Sejmmarschall mit, daß das Budget bis zum 15. Februar bewilligt werden müsse und zu diesem Zweck das Plenum am 3., 4. und 6. Februar tagen werde, wobei er die Redezeit der einzelnen Fraktionen bekannt gibt. Alsdann soll das Budget in zweiter Lesung in die Kommission mit eventuellen Anträgen und Verbesserungen, so daß es am 15. Februar fertiggestellt sein muß. Nun, darüber braucht man sich weiter keine Sorgen zu machen, denn die kommandowillige Mehrheit des Sejms nimmt alles an, was ihr vorgelegt wird und muntre Reden, Kritik, begleitet sie nur, wenn es gilt, der Opposition ein „Heilpflästerchen" zu legen.

Der englisch-persische Oelstreit vor dem Rat

Genf. Der Völkerbundsrat beschäftigte sich am Donnerstag in stundenlanger Aussprache mit dem persisch-englischen Oelstreit. Der englische Außenminister Simon suchte in einer 1½stündigen Rede zu beweisen, daß die persische Regierung nach den bestehenden Verträgen keinerlei juristische Rechte habe, England die Konzession zu kündigen. Er betonte, daß das Verfahren des Artikels 15 des Völkerbundsvertrages in erster Linie ein Versöhnungsverfahren sei. Er hoffe, daß es gelingen möge, eine beide Teile befriedigende Lösung zu finden. Der Vertreter Persiens, Davar, schlug zur Klärung der Frage, ob der Völkerbundsrat oder die internen persischen Rechtsinstanzen für den Streit zuständig seien, die Vorfrage an den internationalen Haager Gerichtshof vor. Der Berichterstatter für diese Frage, der tschechoslowakische Außenminister Benesch, beantragte die Vertagung der Angelegenheit, da er die Erklärungen der Vertreter Englands und Persiens zunächst prüfen müsse.

Führende Slowenen verhaftet

Belgrad. Auf die kürzlich erhobene Forderung der Slowenen nach Errichtung der Autonomie hat die Regierung nunmehr mit der Verhaftung slowenischer Politiker geantwortet. Wie aus Laibach berichtet wird, wurden dort der Vizepräsident der Slowenischen katholischen Volkspartei, Dr. Natlatschan, und der ehemalige slowenische Minister Kulowitz festgenommen und in den Bezirk Novipazar verbannt.

Die amerikanischen Ford-Motorwerke stillgelegt

New York. Aus Detroit wird gemeldet, daß die Ford-Motorwerke ihre gesamten Fabriken in den Vereinigten Staaten mit rund 100 000 (nach anderer Lesart 60 000) Beschäftigten für unbestimmte Zeit geschlossen haben. Es fehlt ihnen an Werkmaterial, das von der Briggs Manufacturing Company zu liefern ist, bei der aber 6000 Mann wegen Lohnfragen in den Ausstand getreten sind.

Der Ausgang der irischen Wahlen

Siegesjubel bei den Anhängern de Valeras

Dublin. Alle Minister des Kabinett de Valera sind jetzt wiedergewählt worden, und zwar durchweg mit einem großen Stimmenzuwachs gegenüber den letzten Wahlen. Bisher ist noch kein einziger Kandidat der de Valera-Partei geschlagen worden.

Die irische republikanische Presse feiert das bisherige Ergebnis der Landtagswahlen mit Siegesjubel. Die Forderung nach einer Abtrennung Irlands vom Mutterlande wird immer stärker und energischer erhoben. Das Blatt de Valeras, die „Irish Preß", schreibt am Freitag: „Das irische Volk hat geantwortet. Es ist die Antwort eines Mannes, es ist eines der großartigsten Ereignisse in der irischen Geschichte. Vielleicht wird der englische Minister für die Dominien sich über das Ereignis freuen. Es ist eine bittere Erfahrung für ihn und die englische Regierung. Anstatt die irische Nation auszurotten, habe sie nun ihre eigenen Freunde ausgerottet."

Das Organ der irischen republikanischen Armee, der „Republicaner", schreibt: „Das Volk hat klar gezeigt, daß es eine unabhängig irische Republik wünscht. Wir wollen nicht mehr von Geschäften mit England hören. Wir wollen nur noch den Ruf hören: Auf zur Republik!"

Die letzten Wahlergebnisse aus Irland

London. Bei den irischen Wahlen haben nach den letzten Ergebnissen erhalten: de Valera 64 Sitze, Unabhängige 8, Mittelpartei 8, Cosgrave-Partei 53, Arbeiterpartei 6 Sitze.

Wolfsgefahr an der russischen Grenze

Längs der ganzen polnisch-russischen Grenze in Wolhynien ist Schnee gefallen, der an vielen Stellen durch den Wind derart angeweht wurde, daß schwer durchzukommen ist. Der anhaltende Frost erreicht bis 20 Grad. Auf der russischen Seite sind einige Bauern, die unterwegs nach Hause waren, erfroren. An einigen Punkten der Grenze zeigten sich Wölfe. Bei Olewsto wurden 3 Bauern und zwei Pferde von ihnen zerrissen. Die Bauern sollten Holz fahren und wurden im Walde von einer Wolfsherde überfallen. Da sie keine Waffen hatten, konnten sie sich nicht wehren. An der Ueberfallstelle fand man nur das Holz und den Wagen.

Eine originelle Betrügerin

In einem Orte bei Bransbury treibt eine Bettlerin gleichzeitig als Heiratsvermittlerin ihr Unwesen. U. a. fiel ihr auch eine Landwirtstochter in die Hände, der sie die wunderlichsten Dinge vorspiegelte. Als Bewerber gab sie einen angesehenen Gutsbesitzer an. Es fand aber keine persönliche Vorstellung statt, sondern die Heiratsvermittlerin förderte ihr Geschäft nur durch Briefwechsel. Sie schrieb auch die Liebesbriefe des Gutsbesitzers, welche sie dann bei ihren persönlichen Gängen abgab. Dafür wurde die Heiratsvermittlerin von der Landwirtstochter mit Lebensmitteln beschenkt. Als nun schließlich die Botengänge nicht mehr so reichlich belohnt wurden, machte der „Gutsbesitzer" einen amüsanten Vermerk, in dem die Landwirtstochter aufgefordert wurde, der Briefübermittlerin möglichst viel zu geben. Die „Heiratsvermittlerin" wurde schließlich ertappt und wird sich jetzt dafür zu verantworten haben.

Vom Starkstrom getötet

Jaslo. Der Eisenbahnbeamte Bajorek wollte eine Radioantenne anlegen und warf einen Draht über eine Starkstromleitung. Vom elektrischen Schlage getroffen brach er auf der Stelle tot zusammen. Sein Bruder, der gerade zum Urlaub vom Militär nach Hause gekommen war, sah den Unglücklichen stürzen und wollte ihm zu Hilfe eilen. Auch ihn ereilte dabei der Tod.



Flugzeuge bringen Hilfe in Eisnot

Verproviantierung des Warnemünder Leuchtturms durch ein Hilfsflugzeug. —Auf Anregung des Reichsverkehrsministeriums haben die Luft-Hansa und andere deutsche Flug-Verkehrsorganisationen einen Flugzeug-Hilfsdienst organisiert, durch den Inseln, die infolge der Vereisung vom Verkehr mit der Umwelt abgeschnitten sind sowie eingefrorene Schiffe mit Lebensmitteln, Post und Medikamenten versorgt werden.

Ein rachsüchtiges Dienstmädchen

Warschau. Frau L. Malakowska, von der ul. Mikotowska 17, hatte die F. Szychowska als Dienstmädchen bei sich aufgenommen, die sich jedoch oft sehr ungeschickt anstellte. Es kam daher zu kleineren Auseinandersetzungen, wobei Frau M. dem Mädchen heftige Vorwürfe machte. Dieses fühlte sich gekränkt und sann auf Rache. Eines Tages, als Frau M. bequem im Lehnstuhl saß und ein Gespräch mit ihrer Base führte, goß ihr das Mädchen einen Topf heißes Wasser über den Kopf. Frau M. erlitt schwere Brandwunden und konnte nur mit Mühe am Leben erhalten werden. Nach der Tat meldete sich das Mädchen auf der Polizei, die sie verhaftete. Wegen der ungewöhnlichen Tat wurde sie auf ihren Geisteszustand untersucht. Die Aerzte stellten fest, daß sie zwar leicht erregbar, aber im Augenblick der Tat sich doch der Verantwortung bewußt war.

Verzweiflungskampf mit einer Bärin

Stole. In den Waldungen von Groedel, in der Nähe von Stole, wurde eine Jagd veranstaltet. Außer den Gästen, die dazu eingeladen waren, waren auch Treiber dabei, die das Wild aufzuscheuchen hatten. Im Augenblick, als eine Gruppe von 6 Treibern eine Spur verfolgte, wurde sie plötzlich von einer Bärin überfallen. Sie erfaßte einen Treiber, dem sie an der linken Hand die Finger abbiß und Bißwunden am ganzen Körper beibrachte. Der Arme wurde dabei von ihr 100 Meter weit fortgeschleift und hatte einen schrecklichen Kampf mit der Bestie zu bestehen. Erst als 3 Jagdhunde dazukamen, gelang es, den Halbtoten aus dem Rachen des Tieres zu befreien. Der Treiber wurde ins Spital gebracht, und man hofft, ihn am Leben zu erhalten.

Holk der Narr

Roman von Arno Franz

36)

Fassungslos starrte Stein seine Tochter an. Er war außerstande auch nur ein Wort zu reden. Hatte er denn in diesem entsetzlichen Jahre jedes Verhältnis zu Menschen und Dingen verloren und über dem einen, das ihn Tag und Nacht erfüllte, sein eigenes Kind nicht mehr gesehen? Er hätte doch bemerkt haben müssen, daß sie ihn mit wissenden Augen ansah.

Plötzlich nahm Mia des Vaters Kopf in beide Hände, blickte ihm tief in die Augen, sagte: „Also um mich sorge dich mal nicht, Papa", und küßte ihm auf den Mund.

August tastete nach den Händen, die seinen Kopf hielten und nahm sie in die seinen. Wie ein tiefinnerliches Stöhnen entquälten sich ihm die Worte: „Dich hat die Not wachsen lassen, mich macht sie klein. — Wie schwer ist doch das Leben!"

„Weil ich es ahne, wie schwer es ist," sagte sie, „wollte ich dir tragen helfen, und wenn es auch nur dadurch wär', daß du deine Sorgen meinem Herzen anvertrautest. Aber das soll ja wohl nicht sein!"

„Soll? Nein, Mia, es kann nicht sein. Kann nicht! — Es gibt Dinge, die man nicht aussprechen und die man nur allein tragen darf."

Behutsam machte Mia ihre Hände frei. Sie hatte den Vater viel zu lieb, um ihm zu zürnen. Der Enttäuschungen waren eben viele, die sie erleben mußte.

„Ich darf doch an den stillen Tagen drüben im Kontor Maschinenschreiben lernen?" fragte sie, „und Autofahren, so lange Franz noch bei uns ist? Ich hätte es dann in einer Fahrschule leichter und schneller."

Der Vater nickte nur. Er hatte sie gar nicht verstanden. Und Mia ging aus dem Zimmer.

* * *

Am Stammtisch sprach man über Steins mißliche Lage.

Reif sagte: „Ist nichts zu machen, mit August Stein geht's zu Ende. Holk macht ihn fertig. In acht Tagen ist die Hypothek fällig."

„Er kann nicht zahlen?" fragte der Volontär Peter Kammacher, Sohn eines gutfundierten Hamburger Hauses, der bei Reif volontierte und infolge seines Geldes und seines gewandten gesellschaftlichen Auftretens in der kleinen Stadt eine Rolle spielte.

Alle sahen ihn erstaunt an, dachten: Gott, ist er so begriffsstutzig, oder was ist mit ihm?

Reif sagte in väterlichem Tone: „Lieber Kammacher, haben Sie denn gar nicht weggekriegt, in welcher Lage sich unsere ganze Industrie jetzt befindet? Spüren Sie denn nichts von der Krise?"

„Gottlob noch nicht!" entgegnete der junge Mann. „Sie wissen, meines Vaters Geschäft ist ausschließlich auf Ausland eingestellt und unsere Guthaben sind Pfund oder andere Devisen!"

„Wohl Ihnen!"

„Ich verstehe schon, daß es sehr schwer sein mag, eine Hypothek von zweihunderttausend Mark zu beschaffen, aber das Steinsche Unternehmen ist doch nicht irgendein x-beliebiges! Ich habe mir erzählen lassen, daß es in den besten Zeiten über zwölfhundert Arbeiter beschäftigt hat."

„Stimmt!" entgegnete Reif. „Aber das ist eine Weile her. Stein hat zuletzt mit einer Belegschaft von vierhundert Mann gearbeitet. Seine Weberei hat er schon lange als unrentabel stillgelegt."

„Ich meine, meine Herren, können Sie in Ihrer Gesamtheit nicht Stein stützen? Wir Hamburger sagen ... oder besser, man sagt von uns: Ein Hamburger läßt keinen Hamburger verhungern. Das müßte meines Erachtens auf eine Mittelstadt wie Waldau noch mehr zutreffen."

„Ja!" rief Fabrikant Borchardt ein. „Das war immer der Fall. Wir haben uns immer gegenseitig ausgeholfen. Wir haben uns auch im Falle Stein bemüht, aber ganz erfolglos. Stein, was hat er nicht alles getan, hat sich auch um einen Teilhaber bemüht ... aber umsonst. Die gekündigte Hypothek ist im Wege. Zweihunderttausend Mark heute! Herrgott, was macht uns jetzt manchmal ein Akzept über lumpige zehntausend Mark Kopfzerbrechen! Die Banken halten zurück, sie haben selber nur das notwendigste an flüssigem Geld. Es ist nichts zu machen."

Rektor Beyerle, ein Mann, dessen Offenheit gefürchtet war, nahm das Wort.

„Ich glaube, daß man sich ehrlich bemüht hat, Stein zu helfen. Denn Steins Unglück, wir wollen uns nichts vormachen, das rührt von diesem Stammtisch her!"

Die Männer bekamen rote Köpfe.

„Wieso? Warum? Warum wir?" so schwirrten die Stimmen.

„Denken Sie noch an den Tag, Herrschaften, als man Stein aufzog, weil es Holk gewagt hatte ... hören Sie zu, so hat man gesagt ... gewagt hatte ... um seine schöne Tochter zu freien. Wie man ihn verspottete, jawohl, regelrecht aufzog und wild machte, bis der arme Teufel, der an dem Tage sowieso einen über den Durst getrunken hatte, den Holk einen buckligen Narren nannte und noch anderes. Das haben Sie auf dem Gewissen!"

Das Wort saß!

„Sie ... alle, die damals mitspotteten ... Sie haben Stein auf diese Art ruiniert!"

Stimmen des Widerspruches versuchten aufzukommen.

„Holk erfuhr davon!" setzte der Rektor fort. „Es ist nicht das einzige, was Ausschlag gab ... aber es gab ihm den Rest und schuf den Willen zur Vernichtung. Und Holk gibt nicht nach. Er macht Stein fertig! Grausam, entsetzlich grausam ... aber auch der Krüppel hat ein Recht, zu zeigen, daß es Situationen gibt, wo er der Stärkere ist."

Stille war im Raume nach den unbarmherzigen Worten.

„Ihre Pflicht, meine Herren, wäre es, Stein unter allen Umständen zu helfen!"

Reif ergriff wieder das Wort.

„Herr Rektor ... wir wollen uns vor der Wahrheit Ihrer Worte nicht verstecken ... aber wie sollen wir helfen? Wir haben selber zu kämpfen und zu würgen."

„Ich habe einen Gedanken!" sagte der Rektor und sah auf Kammacher.

Alle rückten zusammen.

„Unser junger Freund Kammacher ist aus einem millionenschweren Hause. Wohl ihm! Meine Herren —", er senkte die Stimme zu einem Flüstern —, „wie wäre es, wenn Sie gemeinsam Herrn Kammacher ersuchten, den Betrag von zweihunderttausend Mark aufzutreiben und gemeinsam dafür hafteten. Wie wäre das?"

Alle sahen sich an.

(Fortsetzung folgt.)

Johann, der Handwerker

Von Albert Klaus.

Er hatte das letzte Haus auf der Straße, von seiner Werkstatt aus sah man den Wald, Gärten und den kleinen Friedhof.

Vier Jahrzehnte hatte er hier nun gewirkt, mit frohem Schaffensdrang hatte er einmal angefangen. Jeder kannte ihn auf der Straße als einen rechtschaffenen Mann; in der Stadt war er bekannt und überall hatte er Arbeit gehabt. Einen Gesellen hatte er sich halten können. So war es die ganzen Jahre gewesen.

Das kleine Häuschen war schuldenfrei. Als Johann es nach dem Tode seines Vaters übernommen hatte, war noch kein Laden darin gewesen. Erst später hatte Johann das ausbauen lassen.

Er heiratete spät mit dreißig. Mit seiner Frau verstand er sich gut; sie schenkte ihm ein Kind, und sie sind beide glücklich gewesen. Und Arbeit gab es, Arbeit! Jede Minute, die er für sie erübrigen konnte, war kostbar.

Aber dann war die Frau gestorben und ließ ihn mit dem Kinde allein. Hierüber hatte ihm die Arbeit weggeholfen.

Er heiratete ein zweites Mal, des Kindes wegen. Die große Liebe war es nicht, dazu hatte er die Mutter seines Kindes zu gern gehabt, immerhin, sie vertrugen sich und lebten sich ineinander. Er lebte für sie und für das Kind, und wenn er ihnen etwas schenken konnte, war das seine größte Freude.

Er sparte fleißig. Jahr für Jahr mehrte die Summe sich um ein Beträchtliches. Wenn er einmal alt war, wollte er einen ruhigen Lebensabend haben. Seine Arbeit macht ihm Freude. Da traf ihn der zweite Schicksalsschlag. Das Kind, ein Mädchen, starb mit 14 Jahren.

Auch das ertrug Johann. Darüber waren Jahre vergangen. Er lebte weiter in Frieden mit Marie, seiner Frau. Sonntags machten sie ihre Ausflüge und Weihnachten bauten sie sich einen Tannenbaum. Er arbeitete und sparte und die Zeit verging.

Sie bewohnten das kleine Häuschen allein. Marie war ein lustiges Weib, und wenn er unten in seiner Werkstatt klopfte, sang sie ihm ihre Lieder.

Dann kam der Krieg.

Johann hatte etwas mit dem Herzen, sie konnten ihn nicht gleich gebrauchen, dann war er ja auch schon gleich Fünfzig. Aber zuletzt nahmen sie ihn auch noch zum Ausbilden. Er ist Unteroffizier gewesen.

Johann war schon wieder zu Haus, ehe der Krieg aus war, er hielt es mit seinem Herzen nicht aus.

Es gab viel zu tun, ganze Reihen Töpfe standen da zum Löten. Er mußte noch einen zweiten Gesellen einstellen. Dazu hatte er noch einen Lehrling; das Geschäft ging.

Als der Krieg vorbei war und in den nächsten Jahren darauf merkte Johann, daß er langsam alt wurde. Marie aber war noch üppig und schön, sie brannte sich täglich Löckchen an den Schläfen. Für wen eigentlich, Johann? . . .

Ach, Johann hat andere Sorgen. Sein Geld hatte er in der Inflation verloren; das Ersparte von vielen Jahren war hin, grau sah die Zukunft aus. Die Arbeit nahm mehr und mehr ab; die Gesellen mußten entlassen werden.

Und wieder verstrichen ein paar Jahre.

Und immer mehr wuchsen die Sorgen an. Die Steuern stiegen, die Arbeit nahm ab.

Und eines Tages stand Johann ohne Arbeit da. Ein kurzes verzweifeltes Durchhalten noch, ein paar Monate, dann war es mit der Arbeit ganz aus.

Marie verkaufte den Tag im Laden ein, zwei Zylinder und etwas Scheuersand, selten nur noch einen Topf. Aber sie machte sich keine Sorgen. Sie sang noch wie früher und sah noch heute aus wie vor zehn Jahren. Johann aber zergrübelte sich den Kopf, wie das werden sollte, litt viel an Kopfschmerzen, oft Tage hintereinander, und kam mit den Nerven immer mehr herunter.

Eines Tages vermietete Marie ein Zimmer. Ein Herr in den mittleren Jahren zog ein, Reisender mit Büchern und dergleichen. Kümmerte sich einen Dreck um die alltägliche Not des Lebens, nahm es wie es gerade kam, hatte ein hübsches Gesicht und Augen für Marie.

Da er möbliert wohnte, machte Marie ihm immer das Zimmer zurecht, scherzte mit ihm und hielt sich oft lange bei ihm auf.

In der nächsten Zeit sang sie noch mehr und brannte sich noch mehr ihre Löckchen.

Und eines Tages geschah es, daß der Fremde sie küßte. Hinterher entschuldigte er sich, worauf sie meinte, das wäre nicht weiter schlimm, ihr Mann käme ihr schon lange nicht mehr nahe. Darauf lachte der Fremde und klopfte ihr auf die Schulter und sie tat desgleichen.

Unterdessen stand Johann einsam in seiner Werkstatt mit schwerem Kopf und schweren Sinnen. Er wurde jetzt von Tag zu Tag älter. Trostlos dunkel lag das Alter vor ihm. Was dann, wenn er nicht mehr arbeiten konnte! Er war jetzt in dem Alter, in dem sich zur Ruhe zu setzen er geträumt hatte. Statt dessen mußte er sich alles allein machen. Wenn er nur noch Arbeit gehabt hätte! Arbeit war die einzige Trösterin. Marie? Nein, Marie verstand das nicht. Wenn sie auch sonst gut miteinander auskamen, aber sie lebten mehr nebeneinander.

Maries Geburtstag.

Von dem letzten abgesparten Gelde kaufte Johann Marie Stoff zu einem Mantel und ein Paar warme Hausschuhe. Und war glücklich, denn Marie freute sich. Sie hatte sich schon lange einen Mantel gewünscht. Sie umarmte ihn und ging, um das Zimmer des möblierten Herrn zurecht zu machen, derweil die Gans im Herd prustelte. (Johann hatte jede Woche dafür 50 Pfennig zurückgelegt.)

Er setzte sich an seinen Schreibtisch und sah in die Rechnungen, bekam Kopfschmerzen und wurde wieder einmal lebensüberdrüssig. Die Kopfschmerzen hämmerten und ließen ihm keine Ruhe. Er hatte immer Pulver da, fand aber nichts.

So ein Wetter jetzt! Es regnete Bindfaden.

Johann ging in die Küche, um nach dem Pulver zu fragen. Da war sie nicht. Dann machte sie gewiß das Zimmer zurecht. Mit seinen Filzschuhen stieg er die Treppen herauf, er hatte solche Kopfschmerzen, daß er das Anklopfen vergaß.

Johann stand auf der Schwelle, seine müden Augen wurden groß und weit, sein Gesicht überlief ein Zittern.

Dort saß Marie auf dem Bett und der andere . . .

Er tappt die Treppe hinunter — auch das noch, auch das noch! — Schlürft über den Flur, hinaus, hinaus auf den Filzpantinen in den Regen, zu dem sich Schneeflocken mischten, ging und ging, bis ihn der Wald aufnahm.

Man hat ihn erhängt aufgefunden.

Hassan hatte Hunger!

Von Landstörzer.

Als Hassan gerade überlegte, bei welchem reichen Effendi er die Nacht vorsprechen wollte, um ihn um einige Hühnchen oder einen Sack Reis leichter zu machen (die hungrigen Mäuler seiner Kinder hörten nicht auf, vor Hunger zu brüllen), schlug ihm jemand auf die Schulter.

„Schläfst du —? An der Reede gibt es ein paar Piaster zu verdienen!"

Der Freund raste mit Windeseile wieder davon. Hassan heftete sich an seine Fersen und schürzte im Lauf den langen schmierigen Burnus hoch. Sie stürmten durch die dunklen verwachsenen Straßen zum Hafen. Sprangen in Jussoffs Boot. Legten sich mit aller Kraft in die Riemen.

Aus dem schwarzen glatten Wasser wuchsen hohe steile Klötze. Ihre schwachen Lichter wiesen ihnen den Weg. „Dort hinten —" stieß Jussuff hervor und warf den Kopf zurück. Ja dort hinten an der Reede vor den gewaltigen schwarzen Kohlenbergen stand auch so ein Klotz. Riesenlampen beleuchteten seine Umgebung. Und daneben — hunderte Menschen, klein wie Ameisen, krabbelten um den Riesenleib.

„Wir kommen zu spät", stöhnte Jussuff.

Die Riemen krachten. Alle Knochen schmerzten. Hassan hatte den ganzen Tag nichts gegessen. In seiner Bauchhöhle rumorte es. Der Schädel schmerzte. Aber die zähen braunen Arme drückten die Riemen, daß das Boot pfeilschnell über die Flut peilte. Sie umruderten den schwarzen Riesen. Sprangen auf die Reede. Banden ihr Boot fest.

„Ein paar Mann werden noch gebraucht!" krähte der Aufseher gerade. Jussuff und Hassan sprangen keuchend in den Menschenhaufen. Bekamen einen Korb in die Hände gedrückt. Warteten mit den anderen einen Augenblick. Der Riese stöhnte dumpf. Schwarzer Rauch kroch aus den gewaltigen Schloten. Unter Gebrüll wurden die schmalen Laufbretter an ihn geklammert. Der Weg zu den Bunkerschlünden freigelegt. Dann begann die Arbeit.

Hundert Araber warfen nach und nach einen gefüllten Kohlenkorb auf die nackten Schultern. Trabten Mann für Mann über die schmale Laufplanke. Stießen sich. Keuchten. Rannten oben über die Backbordseite, kippten ihren Korb in den Bunkerschlund und rannten über die andere Laufplanke wieder vom Schiff. Bekamen eine Blechnummer. Schleppten einen anderen Korb hinauf. Der Riese war unersättlich. Die schwarzen Kohlenberge auf der Reede von Port Said sind kleine Gebirge. Hundert hungrige Araber sind nicht viel. Ihre Leiber glänzten vor Schweiß. Ihre nackten Füße klatschten auf die Planken. Am Bunkerschlund stand ein weißer Aufseher. Fluchte. Rückte sich den Tropenhelm zurecht. Die Schlote qualmten. Das schwarze Wasser gluckste dumpf.

Hassan raste hinter Jussuff her. Der Kohlenkorb drückte in seine nackte Schulter. Hinauf, hinunter — ein viertel Piaster. Hinauf, hinunter — ein halber Piaster. Ein Piaster, zwei Piaster — Brot, Reis, Zuckerrohr. Er schwitzt. Der Schädel droht zu zerplatzen. Hinauf, hinunter, — drei Piaster. Jussuff war in seinem Lauf unerbittlich. Hinauf hinunter — —

„Weal zawar bachura achat —
telu etazzman chnebachurim —"

sangen die Kameraden. Sangen es beim Schleppen. Beim Rennen. Die Planke war naß vom Schweiß. Der Riese stand unbeweglich. Sein Bunker war erst halb voll.

Hassan schwankte. Blieb einen Augenblick am Bunkerschlund stehen. Der Sturm der Hastenden raste an ihm vorüber. Riß ihn wieder mit. Noch einen Korb. Hinauf die Laufplanke. Ihn schwindelte. „Vorwärts, vorwärts", stießen ihn die anderen in den Rücken. Hinauf — auskippen — hinunter. Zitternd hob er den nächsten Korb auf die Schulter. Wankte auf die Planke.

„Los, los!"

Der volle Korb entfiel seinen Händen. Krachte auf die Planke. Klatschte ins Wasser. Hassan griff sich an den Kopf. Undurchdringliche Finsternis umgab ihn. Stöhnend sank er in die Tiefe — —

„Ah — —!"

Aber keiner wußte, wie er helfen sollte. Die Körbe drückten. Die schmale Planke war mit den drängenden Menschen besetzt. Nach einer Minute sprang einer von der Reede ins Meer.

Es war Jussuff. Kam ans Land. Hielt einen leeren Korb in den Händen.

„Weiter, weiter!" kreischte der Aufseher.

Die Schlote qualmten drohend.

Die Bunker waren erst dreiviertel gefüllt.

Der Primus

Abends nach sieben — ich warte gerade auf die Elektrische — tritt ein junger, ärmlich gekleideter Mensch auf mich zu. Er bot keinen Gruß, er nimmt nicht die Mütze ab.

„Kennst du mich noch?" — fragt er nur — und seine Stimme ist heiser vor Unsicherheit.

„Ob ich Sie kenne?" — Ich sehe den Fremden an. Ja, vielleicht kenne ich ihn. „Natürlich", sage ich, „Sie sind doch, du bist doch der . . .! Du hast dich aber verändert Junge! Man kann dich kaum wiedererkennen! Wie siehst du aus?"

Es ist unser früherer Primus, der beste Schüler im ganzen Gymnasium damals. Ich hatte seit unserer Schulzeit nie wieder von ihm gehört. —

„Kohldampf!" sagt nun der Primus. „Zwei Jahre nichts Rechtes zu fressen! Ich treibe mich rum. Und wenn du mich fragst, wo ich heut übernachten werde, ich weiß es nicht."

„Menschenskind!"

Ich nehme den Schulkameraden am Arm. Was soll ich ihm sagen? „Ich werde mich freuen, wenn du jetzt zum Abendbrot mitkommen würdest. Du treibst dich herum? Weshalb?"

„Das ist eine kleine Geschichte", weicht der Primus aus. „Hoffentlich falle ich dir nicht zur Last! Du bist wohl so ziemlich in Ordnung, wenn man nach deinem Aeußeren urteilen darf." — „Danke." gebe ich zu, „man schlägt sich so durch. Ich bin in der Rechnungsabteilung unserer Firma. Kassenbeschlüsse, Fakturen und so. Jeden Monat zweihundert Mark!"

„Sonntagskind! — Schon in der Schule ist es dir immer so trefflich ergangen. Du warst immer Zwei bis Drei, ein gutes Genügend!" — —

„Weil ich von dir abschreiben konnte, alter Knabe! Ich weiß noch, wie ich im Abitur die kubische Gleichung nicht rausbekam. Du schobest mir dein Heft hin — — —"

Wir treten in ein Speiselokal. Erst jetzt fällt mir auf, daß der Primus nicht einmal einen Mantel anhat. Er legt die Mütze neben sich auf den Stuhl.

Ich wähle zwei Essen. — Ich denke, jetzt macht er sich heißhungrig darüber her. Aber nein, der Primus sitzt da und langt noch nicht zu. Er stochert so auf dem Teller. Mit großen, traurigen Augen sieht er sich um.

Ich lasse ihm Zeit; er soll mir erst mal erzählen.

„Warum hast du dein Studium nicht zu Ende gebracht? Du wolltest doch Philosophie und Naturwissenschaft . . .?"

Er sieht mich verwundert an. „Nicht zu Ende? Ich habe das Staatsexamen gemacht, ich habe den Doktor. Arbeit über das Talbotsche Sehgesetz. Interessant was? Kein Mensch liest den Kram, aber Prädikat ausgezeichnet!"

Nun fängt er auch an zu essen. Ich halte inne. — Er hat den Doktor, das Staatsexamen, und ich gebe heute ein Abendbrot für ihn aus. — —

„Sie werden es zu was bringen, hat mein Professor beim Abschied gesagt, jawohl. Die Tüchtigen setzen sich durch! Wie — das wußte er leider nicht. Als Student habe ich wegen guten Leistungen wenigstens ein Stipendium gehabt. Jetzt, als Doktor der Philosophie, kann ich betteln."

„Aber dein Vater?" wende ich ein.

„Natürlich!" erwidert der Primus. „Weißt du, was mein Vater sich denkt? Er sagt sich: als ich so alt war, da habe ich eine Familie ernährt! Uebrigens ist er jetzt pensioniert."

Ich überlege mir, daß ich noch einen Mantel zu Hause habe. Er könnte auch gut auf der Chaiselongue übernachten. Schließlich wäre auch zu versuchen, ob man nicht doch etwas Arbeit für ihn auftreiben könnte. Vielleicht in der Firma.

Der Doktor hat fertig gegessen. Sorgsam faltet er die Papierserviette zusammen und steckt sie ein. Ich habe meine zerknüllt. — Dann steht er auf. Sagt: „Verzeih', einen Augenblick!" — Ich lasse noch Käse kommen und noch ein Glas Bier für den Schulkameraden. —

Wo bleibt der bloß?

Da stellt sich heraus: er hat seine Mütze mit fortgenommen. Ohne Aufhebens ist er davongeschlichen.

Er hat keinen Mantel. Er weiß nicht, wo er heute übernachten wird . . .

Hermann Pörzgen.

Rätsel-Ecke

Gedankentraining
„Eine seltsame Giebelinschrift"



Wie reimt sich das zusammen?

Auflösung des Magischen Kreuzes

1. Silvester. 2. Angerburg. 3. Wiesbaden.

Die schöne Mulattin

Von Frank Virter.

Am Ostufer Floridas lebte jener Farmer, der mich auf Empfehlung meiner Familie zu sich nahm.

Mein neuer Herr war ein jähzorniger, leidenschaftlicher, aber gutmütiger Ire, der gerne ein wenig trank. Durch Glück und Fleiß hatte er es zu einem ansehnlichen Vermögen gebracht. Er beschäftigte auf seinen Plantagen eine große Anzahl von Arbeitern, die durchweg Neger waren.

Ich lebte zehn Monate auf dieser Farm. Unser Wohnhaus stand auf einer Anhöhe, umgeben von Kokospalmen und Bananenbäumen. Auf der Plantage wurde ich sehr freundlich aufgenommen; ich bekam ein hübsches Zimmer neben der Kanzlei zugewiesen und mein Chef betrachtete mich gleichsam als seinen Sohn.

Inmitten der bezaubernden Naturschönheiten, wo jedermann glücklich sein sollte, bemerkte ich an den düsteren Gesichtszügen meines Chefs, daß ein großer Schmerz ihn plagen mochte. Meine diesbezüglichen Fragen berührten ihn sichtlich unangenehm und so unterließ ich sie denn. Seine anfängliche Freude, in weiter Fremde einen Landsmann bei sich zu haben — war am nächsten Tag bereits verflossen: eine dumpfe Schlaffheit bemächtigte sich seiner.

Ich meinte, er sei krank; nach zwei Tagen begriff ich aber den Grund seiner Niedergeschlagenheit. Ich saß in der Kanzlei und hörte durch die verhängte Tür die Stimme meines Chefs:

„Ist Sanibel noch immer nicht zum Vorschein gekommen?" fragte er den schwarzen Diener.

„No, Sir!"

„Ich zerbreche ihr alle Knochen im Leibe, wenn ich sie wieder finde."

„Yes, Sir", pflichtete der Neger untertänig bei.

„Wenn du sie findest, schleppst du sie an den Haaren herbei!"

„Yes, Sir!"

„Coon, gehe nun und suche Sanibel", sagte mein Chef jetzt plötzlich milder. „Wenn du sie findest, bekommst du von mir..."

„Yes, Sir!"

Der Diener machte sich unverzüglich auf den Weg und kehrte erst am nächsten Tag — ohne Sanibel — wieder zurück.

Eine Woche verstrich... Da tauchte eines Abends endlich — Sanibel auf. Es war schon sehr spät und ich wollte eben zu Bett gehen, als ein heftiger Lärm an meine Ohren drang.

Ich vernahm ganz deutlich Schelten und Schläge, die aus dem Zimmer meines Landsmannes in die stumme Nacht hinausdrangen. Da schlich ich in den Hof hinaus und durch einen Fensterspalt konnte ich eine sonderbare Szene beobachten.

Auf dem Fußboden kniete eine Frau, die mit lächelndem Antlitz erduldete, daß mein Chef blutige Streifen mit seinem Riemen auf ihrem ölbraunen Körper zeichnete.

Diese Grausamkeit versetzte mich in Wut, aber eine gewisse Scheu hielt mich zurück, einzuschreiten.

Der Mann schlug mit ganzer Kraft auf das treulose Weib los.

„Ich erschlage dich!... Ich erschlage dich!"

Die Frau, die die Knie ihres Gebieters mit tierischer Untertänigkeit umschlungen hielt, erduldete widerspruchslos diese Mißhandlung. Sie flüsterte sogar dabei:

„Ja, schlage mich! Ich habe es verdient."

Die Frau war eine Mulattin von seltener Schönheit. Schmerzenstränen entströmten ihren Augen, aber kein einziger Klagelaut drang über ihre Lippen, bis sie endlich zusammenbrach.

Ich wollte schreien, aber die Aufregung schnürte mir die Kehle zu.

Auch mein Chef wurde betroffen. Seine Gesichtszüge drückten plötzlich Schrecken aus. Er betrachtete einige Minuten die vor ihm liegende Frau, — dann kniete er neben ihr nieder und die vorhin noch fluchenden Lippen flüsterten jetzt schmeichelnde, süße Worte. Ueber seine eingefallenen Wangen aber rollten Schweißtropfen der Angst und — Tränen.

Als das Weib endlich wieder die Augen aufschlug, flüsterte es liebestrunken:

„Liebst du mich?... Nicht wahr, du verzeihst mir?..."

Ich warf mich die ganze Nacht in meinem Bett schlaflos hin und her und meine erregten Nerven zauberten mir unablässig Bilder von unmöglichen Szenen vor.

Am nächsten Tag saßen wir — zu dritt beim Frühstück. Mein Chef stellte mir die Frau ein wenig befangen vor. „Das hier ist Sanibel."

Die Frau blickte nicht von ihrem Teller auf. Gierig verschlang sie die Bissen, die sie gar nicht zerkaute; dann erhob sie sich plötzlich und sagte nur soviel:

Und sie umarmte ihren Herrn mit einem verführerischen Lächeln, wobei hinter ihren roten Lippen zwei Reihen regelmäßiger, weißer Zähne hervorschimmerten. Ihre schwarzen Augen funkelten; ihre ebenmäßige, muskulöse Gestalt war von einem bunten Kleid bedeckt, das sie über und über mit wertlosem Tand behängt hatte.

Am ersten Tag ging mein Chef mit ihr noch ziemlich kühl um: er sprach tagsüber kaum ein Wort zu ihr, und das Weib war unter seinem strengen Blick so untertänig, daß sie nicht einmal wagte, mir ihr Gesicht zuzuwenden.

Am nächsten Tag taute der Farmer völlig auf; er überhäufte Sanibel mit großer Zärtlichkeit und beschenkte sie mit vielen schillernden Kleinigkeiten. Die Folge dieser Aufmerksamkeiten war, daß mir Sanibel, als sich der Farmer vor Einbruch der Dämmerung im Ried befand, mit einem koketten Lächeln erklärte, ich gefalle ihr.

Ehe ich noch etwas auf diese Schmeichelei geantwortet hatte, war Sanibel auch schon wieder verschwunden.

Später sah ich sie unter einem Bananenbaum mit dem Diener schäkern...

Zu meinem größten Staunen nahm Sanibel beim Abendessen die Küsse meines Chefs ganz kühl entgegen.

Nach einer Weile erhob sie sich laut gähnend vom Tisch und sagte:

„Ich bin sehr müde und schläfrig."

Am nächsten Tag war Sanibel nirgends zu finden. Mein Herr war darüber wieder schrecklich zornig.

Wir saßen bereits beim Abendessen, als Sanibel wieder auftauchte und untertänig im Türrahmen stehen blieb. Die Frau mußte sehr gelaufen sein, denn sie war erhitzt und atmete schwer.

Der Farmer bekam einen roten Kopf und fragte keuchend vor unterdrückter Wut:

„Wo warst du? Wo hast du dich wieder herumgetrieben?"

Sanibel gab keine Antwort.

Ich zog mich zurück.

Die bereits einmal beobachtete Szene wiederholte sich wieder: Fluchen und Schläge, die Ohnmacht und die darauffolgende süße Versöhnung. Genau so wie vor einigen Tagen.

So verstrichen zwei Wochen. Da erkrankte mein Chef eines Tages; die Schläge blieben aus.

Zwei Tage lang saß Sanibel beim Krankenlager und pflegte aufopferungsvoll ihren Gebieteter..., doch nach zwei Tagen verschwand sie wieder.

Am Abend überraschte ich sie dabei, wie sie unter dem Bananenbaum den Diener Caon voller Leidenschaft umarmte.

Besuch in der großen Stadt

Von M. Kosyrew.

(Aus dem Russischen übertragen von S. Borissoff.)

Alle sagen immer: „Moskau, Moskau", und machen Gott weiß wieviel Wesens davon. Bin auch da gewesen. Dachte mir: fährst auch einmal hin, die Hauptstadt ansehen. Im Waggon sagten schon die Kerls zu mir: „Es ist wohl das erstemal, Onkelchen, daß du nach Moskau losziehst. Tja, da wirst du Augen machen!"

Ich schlängelte mich also aus dem Bahnhof raus — und glotzte: Himmelhöllenhund, Kreuzschockschwernot! Das könnt ihr euch gar nicht ausmalen, wie es da zugeht: Krach, bumm! War noch gar nicht so recht aufgetaut, als sich auch schon ein Droschkenkutscher an mich ranmacht:: „Steigen Sie ein, Onkelchen! Wohin belieben Sie geführt zu werden?" Sehr fein brachte er das vor, hauptstädtisch. „Wird wohl sündhaft teuer sein?" meinte ich. „Einen Rubel oder so?"

„Weißt du was, Vetter vom Lande, gib mir fünfzig Kopeken und fahre mit der Trambahn!"

Das tat ich denn auch und stieg in die nächste Elektrische. „Heda", schnauzte man mich an. „Ist Ihnen unbekannt, daß man hinten einsteigt?"

„Nee", versetzte ich, „ein anständiger Mensch kommt nicht von hinten herum!"

„Mach', daß du 'rauskommst!" schrie der Schaffner. „Ueberhaupt mit so einem riesigen Sacke! Großes Gepäck ist von der Beförderung ausgeschlossen! Nimm dir einen Möbelwagen! Raus!"

Da schulterte ich meine Siebensachen und stieg aus. Hab' nicht gern mit groben Leuten zu tun. Nee, dafür bin ich nicht.

Nun ging's also auf Schusters Rappen kreuz und quer durch die ganze Stadt bis nach dem Hause, wo Jegor wohnt; das ist nämlich mein Neffe. Der ist schon lange in Moskau in einer Fabrik als Proletarier angestellt. „Schönen Tag auch, liebster Neffe!" redete ich ihn an. „Was, du staunst du wohl, was für ein Gast gekommen ist! Ja, was machst du denn für 'ne Leichenbittermiene? Mir scheint, du freust dich gar nicht?"

„Na und ob! Und wie! Ich kriege die Platze vor Freude, bin aber auch gerührt. Bloß ich weiß nicht, wo du pennen wirst."

Igor wohnt in einem Hause mit etwa zwanzig Etagen, und zwar in der allerhöchsten. Ach, ach! „Na, ein Plätzchen wird sich schon für mich finden. Bin nicht sehr verwöhnt!"

Eine Weile saßen wir so. Dann kamen Jegors Sprößlinge. Acht Stück. Wir tranken Tee. Dann stolperten noch zwei so Kerle rein. „Wer ist denn das wieder?" wunderte ich mich.

„Das sind Bekannte, die schon ein halbes Jahr hier herumlungern, weil sie keine Wohnung finden. Bring's nicht fertig, sie an die Luft zu setzen."

„Da sei Gott vor, sind auch Menschen!"

Eine Weile darauf legten sich alle nieder. Bloß für mich hatten sie keinen Platz. „Du, Onkel, kannst entweder auf oder unter dem Tische liegen, oder wir werden dir an der Decke eine Art Wiege zurechtzimmern."

Schwere Sache. Endlich legte ich mich unter den Tisch. — Heuboden hatten sie keinen. Man denke. So ein großes Haus und kein Heuboden! Auch ein Leben! Trotzdem schlief ich wie ein Murmeltier, denn ich war ordentlich müde. In aller Frühe machte ich mich auf die Socken und ging auf die Straße hinaus. Keine Seele zu sehen. Man hörte jemanden schreien, aber zu sehen war niemand. Ich gucke nach oben, ich gucke nach unten: keine Seele. Auch aus einem Fenster kam das Geschrei nicht. Jedenfalls rief ich: „Halt's Maul!" Endlich entdeckte ich, daß der Lärm aus einer Art Röhre kam, die dort aufgestellt war. Schon wollte ich einen Stein schleudern, als sich ein Uniformierter vor mir aufpflanzte: „Geh nur weiter, Bürger; das geht dich nichts an. Wenn du besoffen bist, so ist es nicht weit bis ins Kittchen. Bist wohl kein Freund des Radio."

Also türmte ich. Wie ich ein Stück weiter war, drehte ich mir eine Zigarette, rauchte und spuckte. Wuchs da nicht wieder so ein Milizionär aus der Erde und fuhr mich an: „Was spuckst du da, unordentlicher Mensch; du mußt fünfzig Kopeken Strafe zahlen."

„Hat man schon so was gehört? Bei uns daheim ist so eine Ordnung; wenn man raucht, muß man auch spucken. Das Kraut ist auch danach. Versuchen Sie mal meine Sorte; da werden Sie auch spucken."

„Benützen Sie die Spucknäpfe an den Ecken, wenn Sie schon nicht anders können!"

Und wirklich, da stand auch so'n Ding. „Nee", sagte ich, „dann freut mich die ganze Chose nicht. Lieber zahl' ich die Strafe." Da wurde er auf einmal ganz freundlich und höflich, daß es mir gar nicht leid tat um die fünfzig Kopeken. „Nimm nur das Geld, Bruderherz; wahrscheinlich bist du auch nicht auf Rosen gebettet..." Gleich wurde er wieder fuchsteufelswild. Da türmte ich lieber und sauste um die Ecke. Krach, wieder ein Polyp. „He, Sie müssen einen Rubel Strafe berappen. Auf dieser Straße darf man nicht in dieser Richtung gehen!"

Behörde ist Behörde, und der Gescheitere gibt nach. Deshalb sagte ich dem Organ: „Schön, aber hochnehmen lasse ich mich nicht. Fünfundzwanzig Kopeken sind auch genug." Kurz, ein Wort gab das andere, und er pfiff auf seinem Pfeifchen, bis ein zweiter kam. Dieser war noch grimmiger. „Sie müssen zahlen; da hilft Ihnen nichts."

„Ja, Kuchen! Das könnte Ihnen so passen. Da haben Sie fünfzig Kopeken, und wir sind handelseinig..."

Nun, was glaubt ihr? Er beschied sich wirklich mit fünfzig Kopeken. Von jetzt an wich ich allen Uniformierten in weitem Bogen aus: sonst wäre mein Geld alle geworden.

An einer anderen Ecke verkauften Straßenhändler Gurken. Bei uns hatte man noch keine gesät, und hier gab es schon welche, und was für welche! Ich sah und betastete eine große Anzahl und roch auch daran. „Was kosten die wohl?"

„Dreißig Kopeken."

„Her mit einem Dutzend! Die nehme ich mit heim und zeig' sie allen Leuten."

Er macht ein Paket, und ich reichte ihm dreißig Kopeken.

„Hat dich das Schaf gebissen?" fragte der Händler.

„Bitte nicht solche Ausdrücke! Ich zahle in barem Gelde."

„Ein Stück kostet dreißig Kopeken."

„Was?" gab ich zurück. „Drei Rubel sechzig Kopeken? Dafür bekommt man bei uns zu Hause ein Kalb oder ein Dutzend Hühner. Wenn du es nicht glaubst, kannst du zu uns kommen..."

„Wenn es dir nicht recht ist, dann gib die Ware zurück; sonst lasse ich dich einsperren!"

„Nun, so nimmt sie dir in Gottes Namen, Gurkennase!"

Schließlich kam ich wieder zu meinem Neffen Jegor, und er fragte mich: „Onkel, wie gefällt dir Moskau?"

„Allerhand Hochachtung, Spaß beiseite, aber das Spazierengehen ist hier nicht billig. Wenn ich alles zusammenfasse wie man in Moskau lebt: man schläft unter dem Tisch, aufs Rauchen und Spucken ist eine Strafe gesetzt; die Röhren schreien und singen. Da ist es mir zu Hause doch lieber..."

Ich war heilfroh, wie ich wieder bei meiner Alten war. Ein herrliches Leben im Dorfe! Spucke nach Herzenslust, gehe, wo du willst! Jedes Haus hat seinen Heuboden, und im ganzen Distrikt ist nur ein Milizionär. Den trifft man einmal im Jahre. Und dann ist er bereits mit zehn Kopeken zufrieden.

Aber, wie man in der Hauptstadt lebt, das ist eine wahre Affenschande!...



Kinder halten Gericht

Der Richtertisch des Londoner Kinder-Tribunals. — Ein interessanter Gerichtshof hat sich jetzt in London-Richmond konstituiert — ein Kindergericht, das vom Staate anerkannt wird und das diejenigen Jugendlichen zur Verantwortung zieht, die sich kleinere Vergehen haben zu Schulden kommen lassen. Werden sie „bestraft", so wird in der Liste hinter ihrem Namen eine Anzahl von schwarzen Marken geklebt, die ihre Chancen für die Gewinnung eines ausgesetzten „Betragen-Preises" wesentlich schmälern.

Hinter dem schwarzen Tor

Von Egidius Greul.

Wo die Häuser des Dorfes aufhören, zwischen Gärten und Zäunen, steht ein großes, schwarzes Tor. Man kann unbeschadet hindurchgehen, aber wer einmal hindurchgetragen wird durch das schwarze Tor — und jeder wird einmal hindurchgetragen —, mit dem ist es vorbei, der kommt nicht wieder zurück. Denn dahinter ist der Totenacker.

Heute morgen ging Meister Knopf, der Totengräber, hindurch und trug Spaten und Schippe auf der Schulter; er hatte ein neues Grab zu graben. Sauber stach er den Rasen aus in der Reihe der Gräber, so daß bald ein längliches Viereck schwarzer Erde in dem saftigen Grün zu sehen war, dann folgte rüstig Schaufel auf Schaufel und türmte sich zu einem Haufen neben der Grabstelle. Auf der anderen Seite war ein frisches Grab, hochbedeckt mit Blumen, Kränzen und Schleifen. Weiter dahinter lagen die Gräber mit Einfassung und Denksteinen, Engeln, abgebrochenen Säulen, Kreuzen und was sonst die Hinterbliebenen auf den Gräbern anzubringen pflegen, und in jedem war eine Tafel eingelassen mit Namen, Daten, Sprüchen und Versen in blinkenden Goldbuchstaben. Weiter hinten auf dem Kirchhof war diese prunkende Goldschrift verblaßt und abgeblättert, noch weiter verwucherten bereits die Gräber, die Denksteine waren geborsten oder gar eingestürzt, und am äußersten Ende herrschte eine völlige Wildnis. Da würde Meister Knopf bald wieder zu graben beginnen, wenn das andere Ende, wo er jetzt das Grab grub, voll besetzt war. Denn an die Toten, die da hinten unter der Wildnis schliefen, dachte keiner mehr. Die an sie gedacht und ihre Gräber in Ordnung gehalten, lagen schon vorn und hatten noch blinkende Denksteine.

Das Grab, an dem Meister Knopf jetzt arbeitete, war vor Zeiten schon einmal ein Grab gewesen, das längst vergessen war, und noch vorher auch eins, und so konnte es geschehen, daß, als er tiefer ins Erdreich stach, ein Totenschädel zutage kam. Er trug ihn hinten ins Gebüsch, damit die Leidtragenden nicht vor ihm erschraken.

Da lag nun der einsame Schädel und fühlte sich wenig wohl in dem hellen Tageslicht. Bald darauf bekam er Gesellschaft, denn Meister Knopf hatte noch einen gefunden.

„Nun, Kamerad," sagte der erste Schädel, „nicht angenehm, aus der dunklen Erde herausgeholt zu werden, was?"

Der zweite Schädel klapperte vor Unbehagen mit den wenigen Zähnen, die er noch im Kiefer hatte.

„Wenn man sich vorstellt," antwortete er, „daß man damals Angst hatte, durch das schwarze Tor getragen und in die Erde gelegt zu werden! Lächerlich, möchte man sagen."

„Hoffentlich vergißt der Bursche, der uns da ausgegraben hat, nicht uns auch wieder einzupacken," meinte der erste.

„Keine Sorge," sagte der andere. „Ich war schon mal draußen. Ist eine ganze Weile her. Nachher wurde ich auch wieder eingeschüttet; unseren Anblick ersparen sich die Menschen gerne. Damals packten sie dich in die Erde. Und wenn wir später mal wieder ans Tageslicht kommen sollten, ist wahrscheinlich ein dritter im Bunde da. Sieh'st du, da bringen sie ihn schon. Scheint ein großes Tier gewesen zu sein!"

Der Totengräber war mit seiner Arbeit fertig geworden und hatte danach das schwarze Tor weit aufgetan. Die Glocken begannen zu läuten, eine Musikkapelle ließ sich mit langsamen getragenen Rhythmen hören, und zwischen den Flügeln des Tores schwankte hoch auf den Schultern von sechs Trägern ein blumenbedeckter Sarg daher. Es folgten Pfarrer und Küster in ihren schwarzen Amtstrachten und dahinter gingen weinend und schluchzend mit Kränzen in den Händen die Angehörigen des Toten. Danach kam in strammem Schritt, der sich nur widerwillig der langsamen Musik anpassen wollte, die Schützengilde mit geschulterten Gewehren und florbehangener Fahne. Daran schloß sich der Kriegerverein in Zylindern und Bratenröcken, an denen allerhand metallene Orden und Münzen klapperten. Auch sie brachten eine Fahne mit und hatten Regenschirme geschultert.

Am Grabe machten alle halt, der Sarg wurde abgesetzt, unter Trommelwirbel in die Grube gesenkt, und der Pfarrer hielt seine Ansprache. Dann wurde gesungen, die Schützen traten vor und schossen drei blinde Salven über das Grab, und endlich warf jeder von den Anwesenden drei Hände voll Erde auf den Sarg. — — —

„Nun sieh dir mal dies Trara an," sagte jetzt der erste Schädel. „Feldzugteilnehmer, Schützenbruder, und Geld muß er auch tüchtig gehabt haben, sonst machten sie wohl nicht soviel Geschichten mit Kränzen und Blumen. Bei mir wars jedenfalls anders, obschon ich auch im Kriege gewesen bin."

„So?" machte der zweite Schädel.

„Naja, Dank des Vaterlandes und so," fing der erste wieder an. „Im Kriege hatten sie mir ein Bein abgeschossen. Das liegt da nun irgendwo im Massengrab, und Köppchen liegt hier. Ist ja einerlei letzten Endes. Aber mit nur einem Bein kannst du nicht viel gescheite Arbeit mehr tun, da ging ich eben mit der Drehorgel. Und einem Drehorgelmann tut man keine besondere Ehre an.

„Und was glaubst du, daß der sich draus macht, den sie jetzt da einbuddeln?" antwortete der zweite Schädel. „Ich denke mir, der liegt im Sarge und grinst."

„Glaube ich nicht," sagte der Drehorgelmannsschädel. „Wenn er ein reicher Dickkopf war, und das war er gewiß, dem Theater nach zu urteilen, das sie mit ihm machen, ist ihm das noch lange nicht einerlei. Der liegt im Sarge, sage ich dir, wie auf Draht. Grinsen wird er erst, wenn ihn die Würmer eine Weile gekitzelt haben. Und was wirklich an ihm ist, dahinter kommt er dann, wenn er mal so im Gestrüpp liegt, wie wir jetzt. Und das wird er eines Tages, verlaß dich drauf, ehe er sichs versieht. Denn die Zeit geht einem ja da unten hin, wie — hast du nicht gesehen! — Mir ist, als hätten sie mich erst gestern begraben."

„Richtig," meinte der zweite Schädel. „Und ich erinnere mich dunkel — als ich noch lebte, dachte ich, den Toten in der Erde müßte die Zeit schrecklich lang werden."

„Was hast du denn da oben auf der Erde vorgestellt?" fragte der ehemalige Drehorgelmann.

„Ich war Leibeigener."

„Leibeigener? Was ist denn das?"

„Nun, ich gehörte solch einem reichen Dickkopf mit Haut und Haaren, und was er wollte, mußte ich tun."

„Dann mußt du ein ganzes Stück älter sein als ich. Zu meiner Zeit war die Menschheit davon schon erlöst" sagte der Drehorgelmann. „Ich kann mir schon gar nicht vorstellen, daß ihr euch das so gefallen lassen konntet."

„Das war damals eben so," antwortete der Schädel des Leibeigenen. „Ich kannte das gar nicht anders, schon von Vater und Großvater her. Aber dann haben wir eben mal aufgemuckt, ich und ein paar andere. Dabei habe ich das Loch in den Schädel gekriegt, da hinten. Man kann es wohl noch sehen. Daran bin ich gestorben. Aber geholfen scheint es ja wohl zu haben, daß wir uns nichts mehr gefallen ließen. Zu deiner Zeit gab es also keine Leibeigenen mehr?"

„Bewahre", sagte der Drehorgelmann. „Das war schon lange vorbei!" — „Ja, das Volk hilft sich eben doch. Aber Soldaten und Kriege gab es also noch?" fragte der Schädel des Leibeigenen. — „Das noch, aber dagegen wehrte sich damals der einfache Mann auch schon. Und vielleicht sind sie heute schon so weit, daß das auch abgeschafft ist. Freilich, das da vorn sieht ja eigentlich nicht gerade danach aus."

Die Musikkapelle, die Schützen und Krieger machten sich gerade mit Trara und flatternden Fahnen auf den Heimweg.

„Vielleicht, wenn wir mal wieder ans Tageslicht kommen, ist es so weit," meinte der Leibeigene. „Man sollte doch meinen, die Menschheit müßte mit der Zeit vernünftiger werden." — „Freilich," sagte der Drehorgelmann. „Wenn die, die bedrückt werden, nur zusammenhalten. Hoffentlich vergißt der Totengräber nicht, uns wieder einzubuddeln. Wir können ja doch nichts mehr dazu tun."

„Wenn wir unter der Erde liegen, freilich nicht," entgegnete der Leibeigene. „Ich für meinen Teil hätte gar nichts dagegen, wenn mich der Totengräber vergäße. Wenn unsereins von so einem Vollgefressenen gesehen wird, kriegt der am Ende doch einen Schreck und denkt daran, daß es eine Zeit geben wird, wo er nichts mehr zu melden hat."

„Das ist direkt eine gute Idee," sagte der Leiermann. „Wenn mich damals die Leute mit meinem Stelzfuß und dem Leierkasten sahen, verging ihnen mitunter auch der Appetit auf einen neuen Krieg." — Schade, daß man nicht mehr so reden kann, daß es die Menschen verstehen. Und soviel Hirn sie auch noch im Schädel haben, auf das, was wir ihnen erzählen möchten, kommen sie am Ende doch nicht," seufzte der ehemalige Leibeigene.

„Das kommt darauf an. Der eine oder andere verstünde es vielleicht doch und könnte es den anderen auf seine Art klar machen," sagte der Leiermannsschädel.

„Es wird nichts draus," murmelte der Schädel des Leibeigenen. „Da kommt der Totengräber uns holen."

Der Pastor und die Leidtragenden haben den Kirchhof verlassen. Während Meister Knopf das Grab zuschaufelte, fielen ihm die beiden ausgegrabenen Schädel wieder ein, die er hinten ins Gestrüpp geworfen hatte. Die durften da nicht liegen bleiben, darum kam er mit langen Schritten.

„Na, ihr beiden Brüder," sagte er. „Nun habt ihr auch die Sonne wieder gesehen." — Er warf sie kurzerhand in die halbgefüllte Grube und wollte gerade Erde darauf schaufeln, als er von einem Fremden angesprochen wurde.

„Einen Augenblick, Meister," sagte der. „Könnte ich nicht einen von den beiden Schädeln haben?"

„Nanu?" sagte der Totengräber. „Das ist ja eigentlich verboten. Was wollen Sie denn damit?"

„Ich möchte ihn mir auf meinen Schreibtisch stellen," sagte der Fremde. „Ich denke mir, es ist ganz dienlich, solch ein Ding immer vor der Nase zu haben; es kann einem vielleicht ganz wichtige Dinge erzählen."

Der Totengräber lachte.

„Erzählen können die schon lange nichts mehr," meinte er. „Aber meinetwegen. Welchen wollen Sie denn?"

Und er steckte die Münze, die ihm der Fremde gegeben hatte, in die Tasche. — „Den mit dem Loch in der Schädeldecke, der wird am meisten wissen," sagte der Fremde.

Der Totengräber angelte mit der Schippe den Schädel wieder aus dem Grab, und der Fremde packte ihn in seine Tasche, die er bei sich trug.

*

Und nun steht der Schädel des Leibeigenen wirklich vor mir auf dem Schreibtisch, und diese Geschichte hat er mir Wort für Wort erzählt.



Die Reichsbahn wirbt für das Wagner-Gedenkjahr

Das eindrucksvolle Plakat, das von der Reichsbahn jetzt herausgebracht wird, um für den Besuch der Wagnerstätten anläßlich des Jubiläumsjahrs zu werben.



Der Röntgenphotograph hat seine Familie aufgenommen.
(London Opinion.)



Berlin im Winterkleid

Der erste Schnee ist nun in der Reichshauptstadt gefallen, und das Bismarck-Denkmal vor dem Reichstag mit der Siegessäule im Hintergrund geben ein stimmungsvolles Motiv.

Devisenschiebung

Der F-D-Zug Berlin—Rotterdam—Van Hoek raste durch eine regnerische Nacht der holländischen Grenze zu. In einem Abteil zweiter Klasse, das verdunkelt war, saßen zwei wohlbeleibte Herren. Beide schienen zu schlafen, aber beide schliefen in Wirklichkeit nicht. Beide beobachteten einander aus zugekniffenen Augenlidern.

Es war völlig unbestimmt, welche Gegend der Zug gerade durcheilte. Man konnte draußen nichts erkennen. Deshalb wirkte es denkbar natürlich, als der eine der beiden Herren plötzlich auffuhr, sich die Augen rieb und mit der hastig hervorgestoßenen Frage an seinen Mitreisenden wandte, ob man denn schon jenseits der Grenze sei?

Der andere, der nun keinen Wert mehr darauf legte, tiefen Schlaf vorzutäuschen, zögerte einen Moment mit der Antwort und bewegte den Kopf so, daß es der andere für ein Nicken deutete.

„Menschenkind", fuhr der andere erfreut fort, „dann habe ich also die ganze Prozedur glücklich verschlafen. Und man hat mir erzählt, daß es so viel Scherereien gibt. Scheint ja alles nicht halb so schlimm zu sein."

Sie fahren zum erstenmal über die Grenze?" fuhr der andere fort.

„Natürlich. Bisher war es ja nicht nötig, sich ins Ausland zu verkrümeln."

„Habens wohl nötig", ermunterte ihn der andere.

Gestatten Sie, wie meinen? Bilden Sie sich bloß keine falsche Meinung. „Ich halte es für kein Verbrechen, wenn man seine paar Kröten in sichere Obhut bringt. Zu Hause werden sie einen ja doch nur weggesteuert."

Das Gegenüber räusperte sich, was man ja auch als Zustimmung auffassen konnte.

„Also ich bin froh, daß ichs geschafft habe. Na und Sie werden ja wohl auch nicht mit ganz leeren Händen ins gelobte Land fahren."

„Was heißt gelobtes Land?"

„Na ja, wir sind ja gottlob schon drin. Zu welcher Bank gehen Sie denn?"

Der andere hatte sich vorgebeugt und versuchte durch die regennassen Scheiben etwas von der vorbeifliegenden Landschaft draußen zu erhaschen. In der Ferne tauchten Lichter auf...

„Ich könnte Ihnen einen guten Typ geben, meinte er dann überlegend, „aber es lohnt sich nur, wenns mehr als fuffzigtausend ist..."

„Das heißt also," fuhr der andere strahlend fort, „daß Sie ungefähr dieselbe Summe wie ich hinübertragen..."

„Ahaa" schnappte der andere zu und murmelte etwas.

„Was murmeln Sie denn," fragte der andere mißtrauisch. „Sie haben doch eben selber zugegeben, daß Sie mindestens fuffzigtausend über die Grenze bringen wollen!"

„Was heißt wollen?" feixte der andere. „Ich denke, wir habens doch schon geschafft?"

„Bitte bleiben Sie jetzt ganz ruhig sitzen," sagte der andere, „machen Sie keine Dummheiten, denn es hilft Ihnen nichts mehr. Die Grenze mein lieber Herr hat noch niemand verschlafen und Sie werden gleich erleben, was Grenze heißt..."

„Sie Dussel, das weiß ich selber, daß wir noch nicht an der Grenze sind. Sie haben sich wohl vorhin die Provision ausgerechnet? Und mit sowas verlier ich sechs Stunden Arbeit. Wer zahlt mir die Provision!"

Nach einer gemeinsamen Verdatterung, die noch einige Minuten anhielt, bemerkte der eine schließlich melancholisch: „Auf diese Weise können wir auf der Fahndungsstelle berichten, daß zwei Menschen in diesem Zug bestimmt keine Devisen bei sich führen."

„Kunststück", schloß der andere Fahndungsbeamte, „wo wir die einzigen Reisenden im Zug sind!"

Der Elfte

Erzählung aus einem Sanatorium von Henri Barbusse.

Bei der Morgenvisite blieb der Chef, der ein bleiches Gesicht und schneeweißes Haar hatte, und dessen Brillengläser feierlich funkelten, plötzlich vor meinem kleinen Tisch am Eingang des Saales 28 stehen und geruhte mir mitzuteilen, daß ich von nun an die Aufnahme der zehn Armen zu leiten hätte, die allmonatlich im Krankenhaus gastliche Unterkunft fanden. Dann schritt er, umgeben von der eifrigen Schar seiner Jünger, so groß und bleich weiter, daß diese eine berühmte Büste von Saal zu Saal zu tragen schienen.

Ich stotterte ein paar Dankesworte, die er nicht mehr hörte. Mein fünfundzwanzigjähriges Herz zitterte voll stolzer Freude bei dem Gedanken, daß ich auserwählt war, einer der edelsten Traditionen unseres Hauses zu dienen, in dem ich doch nur ein bescheidener Anfänger und wenig beachtet war unter den vielen Kranken von Rang und Ansehen.

Am Ersten jeden Monats wurde nämlich das pomphafte Sanatorium das Paradies von zehn Vagabunden. Dann öffnete sich eine der äußeren Türen, um die zehn zuerst Angekommenen hereinzulassen, ganz gleich, wer sie waren. Und einen ganzen Monat lang genossen diese zehn menschlichen Trümmer die Gastfreundschaft des feenhaften Sanatoriums — genau so wie die vornehmsten Patienten des Chef, wie die Erzherzöge und die Milliardäre. Ihnen gehörten die hohen Säle mit den blendend weißen Wänden die Korridore von der Breite von Straßen, die Sommer und Winter die milde Wärme des Frühlings ausstrahlten. Ihnen gehörten die riesigen Blumenbeete inmitten der grünsamtenen Rasenflächen, die wie zauberhaft große Buketts anmuteten. Ihnen gehörten die fernliegenden, unübersteigbaren Mauern, die den weiten Raum schützten vor den ziellosen Wegen draußen, vor den Ebenen, die sich erst am Horizont verlieren. Dreißig Tage lang taten die Flüchtlinge nichts anderes als Nichtstun. Ihre einzige Arbeit war das Essen, sie hatten keine Angst vor dem Morgen und dem Unbekannten, Jene, die Gewissensqualen peinigten, lernten die Dinge vergessen, jene, die eine Trauer bedrückte, lernten die Menschen vergessen... Begegneten sie einander zufällig, so konnten sie sich rasch abwenden. Spiegel, in denen sie ihren bösen Traum wiedergefunden hätten, gab es — auf Befehl des Chefs — nicht im Hause. War der Tag vorüber, so empfing sie der Schlafsaal, ruhig und still wie ein Friedhof — aber ein guter Friedhof, wo man nicht tot ist, sondern wartet — wo man lebt, ohne es gewahr zu werden.

Am Ersten des folgenden Monats, früh um acht Uhr, gingen die zehn wieder fort, einer nach dem anderen, in die Welt hineingestoßen, wie in das Meer. Zehn andere rückten an ihre Stelle, die ersten einer langen Reihe, die seit dem vorhergehenden Abend an die Mauer des Hauses brandete wie die Wellen an die Ufer einer Insel. Herein kamen die zehn Ersten, nicht mehr, nicht weniger — niemals Vergünstigungen, Ausnahmen, Ungerechtigkeiten. Nur eine einzige Regel galt: niemand wurde ein zweites Mal zugelassen. — Sonst wurde nichts von den Ankömmlingen verlangt, nicht einmal die Bekanntgabe ihres Namens. —

Und so öffnete sich am Ersten jeden Monats, immer genau zur gleichen Zeit die kleine Pforte, die die Armen einließ. Ein dichtes Knäuel von Menschen drängte sich gegen die Mauer und die Tür. Kaum knirschte die Angel, so stürzte sich der zerlumpte Haufen wie von einem Magnet angezogen, herein. Der Gehilfe mußte sich ihnen entgegenstellen um ein wenig Ordnung in diesen zügellosen Einfall zu bringen. Mit Gewalt mußte man jeden der Belagerer, die Seite an Seite, Ellbogen an Ellbogen, zusammengeklumpt waren, aus der Masse herausreißen, in der sich einer verzweifelt an den anderen gehängt hatte. Der achte trat ein, der neunte — der zehnte. —

Die Tür schloß sich wieder schnell — und doch nicht schnell genug, als daß ich nicht, einen Schritt von mir entfernt, jenen noch gesehen hätte, dem sie vor der Nase zugeschlagen wurde: den elften, den Pechvogel, den Ausgestoßenen.

Es war ein Mann von unbestimmten Alter mit farblosen, welken Zügen und dunkel umschatteten Augen. Verzweifelt blickte er mich an. Ich zuckte zusammen, so unvermittelt traf mich diese maßlose Enttäuschung, dieser schmerzvolle Ausdruck des stummen Gesichts. Im Augenblick — während ich die Tür wieder schloß — erkannte ich, welche ungeheure Anstrengung er auf sich genommen hatte, um hierher zu kommen, sei es selbst zu spät, und wie sehr es ihm notgetan hätte, aufgenommen zu werden. —

Ich mußte mich mit den anderen beschäftigen, aber es ließ mir keine Ruhe: sobald ich Zeit fand, öffnete ich die Tür wieder, um zu sehen, ob der Mann noch da war: keine Seele mehr draußen. Die drei oder vier Uebriggebliebenen — undeutlich wahrgenommene zerlumpte Gestalten hinter ihm — waren alle wieder in die vier Winde zerstreut, verweht wie welke Blätter auf den Wegen. Ein Schauer packte mich: etwas wie die Trauer dieser vom Schicksal Besiegten.

Abend, im Bett mußte ich wieder an sie denken, und ich fragte mich, warum sie wohl bis zum letzten Augenblick ausharrten, wo sie doch wußten, daß schon zehn an der Tür warteten. Was hofften sie? — Nichts. — Und dennoch hofften sie etwas — mit diesem armseligen Wunderglauben, der dem menschlichen Herzen eigen ist. —

Es war im März. Am letzten Tage des Monats schlug gegen Abend ein etwas drohendes Gemurmel von der Straßenseite her, dort, wo die kleine Eingangstür war, an mein Ohr. Von meinem Balkon aus konnte ich dort die Menschen herumwimmeln sehen, Insekten ähnlich: das waren die Einlaßbegehrenden. — Am nächsten Morgen öffneten wir diesen Phantomen die Tür, die die zauberhafte Sage des Hauses aus allen Teilen der Welt herbeilockte und die, um bis zu uns zu gelangen, auferstanden wieder ans Licht gekommen waren aus den furchbarsten irdischen Schlupfwinkeln. Wir nahmen die zehn, die zuerst eintraten, auf, wir waren angewiesen, den elften wieder ins Leben hinauszujagen — unbeweglich stand er vor uns, auf der anderen Seite der Tür. Ich sah ihn an — und senkte die Augen. Er sah schrecklich aus mit seinem hohlwangigen Gesicht, seinen wimperlosen Augenlidern. Es ging von ihm ein Vorwurf von unerträglicher Selbstverständlichkeit aus.

Als sich die Tür für immer zwischen uns geschlossen hatte, fühlte ich ein maßloses Bedauern, am liebsten hätte ich sie wieder geöffnet... Fast vorwurfsvoll wendete ich mich den anderen zu, die sich entzückt ins Haus begaben, und konnte nicht von dem Gedanken loskommen, daß jener andere, mehr als diese hier, der Pflege bedurft hätte.

Und so war es immer. Jedesmal wurde mir die Schar der Eingelassenen, der Zufriedenen gleichgültiger, und jedesmal konnte ich meine Blicke nicht von jenem losreißen, den man nicht retten wollte. — — — Und jedesmal erschien gerade er mir der Erbarmungswürdigste, und ich selbst fühlte mich in dem Verurteilten getroffen.

Im Juni war es eine Frau. Ich sah, wie sie begriff und anfing zu weinen. Ich zitterte, als ich sie verstohlen musterte. Die weinenden Augen der Frau schienen blutig wie frische Wunden. — Im Juli war das gezeichnete Opfer besonders beklagenswert wegen seines hohen Alters, und keiner war so jämmerlich wie der, den man im nächsten Monat zurückstieß — so rührend jung war er. Ein andermal beschwor mich jener, den man gewaltsam aus der Schar der Auserlesenen entfernen mußte, mit flehentlich erhobenen Händen, die aus den zerlumpten Hemdsärmeln hervorlugten wie aus Scharpie. Jener, den das Schicksal im nächsten Monat ausschied, bedrohte mich mit der geballten Faust. Die Bitte des einen flößte mir Angst, die Drohung des anderen Mitleid ein.... Den elften vom Monat Oktober hätte ich beinahe um Verzeihung gebeten, so versteinert stand er da, mit seiner grauen Halsbinde, die sich wie ein Verband ausnahm, und so skeletthaft mutete er an in seinem Rock, der wie eine Fahne im Winde wehte... Was aber hätte ich dem Aermsten sagen können, der dreißig Tage später auf ihn folgte? Er errötete, stammelte eine schüchterne Entschuldigung und zog sich zurück, nachdem er sich mit Höflichkeit verbeugt hatte, die wohl ein Ueberrest aus besseren Tagen war...

So verging ein Jahr. Zwölfmal ließ ich die wegmüden Wanderer, die Arbeiter, die zu keiner Arbeit mehr fähig waren, die Verbrecher, deren Widerstand besiegt war, eintreten, zwölfmal ließ ich einige von jenen herein, die sich an die Steine anklammerten wie Schiffbrüchige an die Riffe der Küste. Zwölfmal wies ich andere, ähnliche, zurück, die ich vielleicht lieber eingelassen hätte als die Begünstigten.

Ein Gedanke marterte mich: der der furchtbaren Ungerechtigkeit, an der ich mitschuldig wurde. Es war wahrhaftig kein Grund vorhanden, alle diese Armen so in Freunde und Feinde einzuteilen! Es gab dafür nur einen willkürlichen, ausgeklügelten Grund: eine Zahl, ein Zeichen. Das war keineswegs gerecht oder auch nur logisch.

Bald konnte ich diese Kette von Irrtümern nicht mehr ertragen. Ich suchte den Chef auf und bat ihn, mich von diesem Amt zu befreien, damit ich nicht jeden Monat dieselbe schlechte Handlung zu begehen brauchte...

Ein alltägliches Schicksal

Als Albert eben geboren war, klebten rote Zettel an den Mauern und Anschlagsäulen der kleinen Stadt. Der Krieg war ausgebrochen und die Männer des Ortes verschwanden in den Kasernen, danach in den Schützengräben. Alberts Vater, der als Heizer in einer Metallwarenfabrik arbeitete, war unter ihnen. Im dritten Kriegsjahr wurde er auf ein U-Boot abkommandiert. Das Boot machte seine erste Ausfahrt an einem trüben Märzmorgen. Regenwolken hingen über der Nordsee, schwer und dick; der Westwind trieb sie gegen das Land. Das Boot kehrte von seiner ersten Fahrt nicht zurück. —

Alberts Mutter heiratete nach dem Kriege einen Bautischler, einen Witwer mit zwei Kindern und zog mit ihm nach Berlin. So wuchs Albert in einem großen Mietshause im Norden Berlins auf. Der Schatten dieses Hauses lag über seiner Kindheit, und sein Hof, den die Heringstonnen einer Seefischhandlung verpesteten, wurde sein Schicksal; es war wie der Hof, eng und grau. An schönen Tagen lief Albert mit den Geschwistern auf den Spielplatz. Unter dem kümmerlichen Schatten einiger Plantagen trieben die Kinder des Viertels ihre Spiele. Auf den Bänken saßen die Mütter, neben ihnen alte Männer, Invaliden, Greise, in deren Gesprächen vergangene Zeiten aufflackerten, müde, wie heruntergebrannte Kerzen. Im Hintergrunde lagen die roten Mauern einer Eisengießerei. Einmal schenkte eine Dame Albert für einen kleinen Botengang ein Fünfpfennigstück. Die Finger des Knaben schlossen sich fest um die Münze. Lange Zeit wunderte er sich, daß es Menschen gab, die ihm für eine kleine Mühe so viel Geld schenkten.

Im Herbst ließen die Kinder auf einem Felde in der Vorstadt Drachen steigen. Alberts Drachen stand am höchsten; der lange Schweif flatterte im Winde. Albert glaubte, sein Drachen würde bald in den Wolken verschwinden, aber während er nach oben schaute, stolperte er über ein Erdloch; vor Schreck entglitt ihm die Schnur und der Wind trieb den Drachen in den nahen Wald. Dort blieb der Drachen im Wipfel einer hohen Kiefer hängen. —

Einige Male wurde Albert in den Ferien aufs Land zu einem Bauern geschickt. Das waren die größten Erlebnisse seiner Kindheit. Das Rauschen eines mächtigen Waldes, in dem er sich einmal verirrte, behielt er zeitlebens in Erinnerung. Eine andere Welt erschloß sich ihm, ja, sie nahm ihn bereitwillig auf und schien das Harte und Enge seines Lebens verwischen zu wollen. Als man Albert zur Bahn brachte, weinte er und konnte sich nur schwer damit abfinden, daß er wieder in die Stadt mußte.

Als er vierzehn Jahre alt war, starb sein Stiefvater. Er stürzte beim Einsetzen eines Fensterrahmens vom Gerüst. Alberts Mutter bekam eine Stellung als Zeitungsfrau; die Kinder halfen ihr beim Austragen. Ursprünglich sollte Albert ein Handwerk erlernen; nun war es nötig, daß er bald Geld verdiente. Zuerst wurde er Laufjunge in einem Zigarettengeschäft, später Begleiter des Lieferwagens einer großen Seifenhandlung. Manchmal fuhren sie bis in die nächsten größeren Orte der Umgebung, an Feldern vorbei, auf denen junges Korn stand, und durch die verschlafenen Häuser eines abgelegenen Dorfes; erst in der Nacht kehrten sie heim. Diese Touren gefielen Albert am meisten. Als er seinen ersten Lohn empfing, war er stolz auf das viele Geld, das man vor ihn hinzählte. Doch während er mit der Mutter rechnete, schrumpfte das Geld zu einer kümmerlichen Summe zusammen, die niemals reichen wollte. —

An den Abenden stand Albert mit den Jungens vom Hinterhause vor der Tür. Manchmal gingen sie auf den kleinen Rummelplatz in der Nähe. Die quietschenden Luftschaukeln flogen auf und nieder; die Karussells drehten sich zum Lärm der Drehorgeln. Albert lauschte den Stimmen der Ausschreier. Sein größter Wunsch war es, einmal ein Motorrad zu besitzen oder als Chauffeur mit einem der großen Ueberlandwagen durch Deutschland zu fahren und immer wieder neue Straßen, Städte und Dörfer zu sehen.

Aber gerade als er als Chauffeur ausgebildet werden sollte, stellte die Firma ihre Zahlungen ein und ging in Konkurs. So wurde Albert mit 17 Jahren arbeitslos. Eine Zeitlang half er der Mutter die Zeitungen austragen. Von den beiden Schwestern hatte die eine inzwischen geheiratet, die andere war in Stellung. Im Herbst bekam Albert Aushilfsarbeit als Zeitungsfahrer. Das dauerte aber nur sechs Wochen; dann saß er wieder daheim, und mit ihm die meisten Männer des Hauses. Er versuchte alle erdenklichen Möglichkeiten, um sich Arbeit zu verschaffen, aber überall, wohin er sah, standen schon viele andere und warteten gleich ihm auf Arbeit. Es schien, als seien ganze Generationen überflüssig und Millionen Menschen zu viel auf der Welt.

Albert wurde 19 Jahre alt. Langsam kam eine tiefe Gleichgültigkeit über ihn. Er vertrödelte die Tage. Das Leben war ohnehin nur noch eine sinnlose Aneinanderreihung von Tagen, Wochen und Monaten, die kamen und gingen. Am besten war es, wenn man die Zeit verschlief; da konnte man wenigstens das Essen sparen. Ueberhaupt das Essen! Die Leute sprachen wieder davon, wie in der Zeit des großen Krieges. Der Hunger ging von Stube zu Stube, und die Menschen fürchteten sich vor dem Winter, der ihnen zum Hunger noch die Kälte schickte.

Als Albert in die Wohlfahrt kam, langten seine Unterstützung und der Verdienst der Mutter kaum noch zum Leben. Manchmal strich er an den Auslagen der Geschäfte vorbei, und in seine Augen trat ein gieriges Verlangen, das er kaum bezähmen konnte. —

Es wurde Januar. Ein scharfer Ostwind klirrte durch die Stadt. Die Fassaden der Häuser glitzerten vor Frost. In der Wärmehalle hockten die Menschen regungslos auf den Bänken und ließen sich Wärme durch den Leib gehen. Albert setzte sich gewöhnlich zu den Jungen, die mit ihm im gleichen Hause wohnten. Wenn sie Geld hatten, gingen sie in das kleine Tageskino an der Ecke und blieben dort bis zum Abend, uralte Filme betrachtend, ebenso abgerissen wie sie selber. Das ganze Kino saß voller Arbeitsloser. Einige von ihnen gingen auch manchmal noch in die Höfe singen. Aber die Leute öffneten schon nicht mehr die Fenster. Andere lasen, was sie in die Hand bekamen, und aus billigen Groschenheften, aus Detektivgeschichten und Liebesromanen erwuchs ihnen ein erträumtes Leben, über dem sie sich selber und die erbärmliche Wirklichkeit vergaßen.

Nur den Hunger vergaßen sie nicht, der in ihnen steckte wie eine Krankheit, und den das schlechte Kesselessen nicht stillen konnte. Schließlich gingen sie, eines Abends zu fünfen in das große Lebensmittelgeschäft, in einen hell erleuchteten Laden, vor dessen Schaufenster sie lange gestanden hatten. Während die erschrockenen Verkäuferinnen sich vor Angst nicht zu rühren wagten, packten Albert und die Anderen einige Würste, Konserven und Brote in die Rucksäcke. Aber trotz der Dunkelheit entdeckte sie eine Polizeistreife. „Halt... stehenbleiben...“ wurde hinter ihnen hergeschrieen. Sie rasten die Straße entlang, in eine Seitenstraße, in eine neue, helle Hauptstraße. Die anderen entkamen. Albert aber stellte sich ein Verkehrsposten mit ausgebreiteten Armen entgegen. Ausweichend stürzte Albert auf den Fahrdamm, hörte noch das schrille Kreischen der Autobremsen und wurde von etwas Hartem, Schmerzendem gestoßen. — Ueber den Fahrdamm rollten Brote und Würste.

„Einer der Plünderer,“ so hieß es im Abendblatt, — „wurde auf der Flucht von einem Lieferwagen überfahren und starb auf dem Wege ins Krankenhaus“. — Da sich in dieser Zeit gerade die Plünderungen häuften, geriet dieser Vorfall rasch in Vergessenheit, und nur eine Mutter weinte über den Tod ihres Kindes, das vom Leben aus der Bahn geworfen worden war.

Kaliban.



Ein Salto auf Skiern

Das können nur wenige, was hier der Skispringer Paul Dampke aus Bad Warmbrunn im Riesengebirge zeigt

Laurahütte u. Umgebung

65 Jahre. Der Kaufmann Josef Nawratzki, ulica Bytomska 3, begeht am Sonnabend, den 28. d. Mts. in jugendlicher Frische seinen 65. Geburtstag. Herr Nawratzki ist Mitbegründer des Vereins selbstständiger Kaufleute, zugleich der älteste in dem Verein und 35 Jahre Bezieher unserer Zeitung. Wir gratulieren. m.

Apothekendienst. Am Sonntag, den 29. Januar versieht den Dienst die Berg- und Hüttenapotheke auf der Richterstraße. Den Nachtdienst in kommender Woche hat die Stadtapotheke Beuthenerstraße.

Patentkontrollen. Da nunmehr alle Kaufleute und Gewerbetreibende im Besitz des Patentes für das Jahr 1933 sein müssen, werden augenblicklich Kontrollen durch Beamte des hiesigen Finanzamtes durchgeführt, ob die richtigen Patente eingelöst wurden. Wer überhaupt kein Patent oder ein falsches eingelöst hat, muß mit empfindlicher Bestrafung und anderen unangenehmen Folgen rechnen. m.

Unfall. Infolge Glätte stürzte ein gewisser Kotyrba so unglücklich, daß er außer einer inneren Zerreißung eine ernste Kopfverletzung mit Gehirnerschütterung davontrug. — Die Beine erfroren, hatte sich auf einer Tür ein, beim Unternehmer Kluge beschäftigter Chauffeur, als er in Bielitz auf der Tour eine Panne erlitt und nicht weiterfahren konnte. Die Dorfbewohner hatten ihm und seinem Begleiter die Unterkunft verweigert und die armen Menschen mußten in der strengen Kälte die Nacht über auf dem Auto kampieren

Zusammenstoß. Auf der Pilsudskistraße stieß ein Straßenbahnwagen mit dem Fuhrwerk des A. Kubiza zusammen, bei welchem das Fuhrwerk beschädigt wurde. Weiter kam bei dem Unfall niemand zu Schaden.

Unfälle. Auf Richterschächte verunglückte der Bergmann Josef Chwallek, indem er durch herabstürzende Kohlenmassen einen Beinbruch erlitt. Er fand Aufnahme im Lazarett.

Flammen aus dem Biedaschacht. In der Nähe von Georgshütte brach in einem Biedaschacht vorgestern ein Brand aus, welcher größeren Umfang angenommen hat. Die Flammen schlugen hoch aus der Erde heraus und die Zuschüttung und Lokalisierung des Brandherdes verursacht Schwierigkeiten, da die einzelnen Grubenlöcher durch Gänge miteinander verbunden sind und der Brand dadurch den nötigen Sauerstoff erhält

Ein Verkehrsunfall ereignete sich am Wochenmarkt, indem das Pferd des Fleischers Budniok aus Bogutschütz auf der Hüttenstraße mit dem Hinterfuß über die Deichsel des Schlittens trat und dabei wild wurde. Es zerbrach die Deichsel und stürmte davon, im Laufen den Handschlitten einer kleinen Händlerin mitschleifend. Die Händlerin wurde dabei zur Erde geschleudert, sowie die Ware vernichtet

Von der Treppe gestürzt ist auf der ul. Ligonia die Frau Weidlich, indem sie auf der geländerlosen Treppe, infolge Glatteis, ausglitt und eine ernste Kopfverletzung davontrug. Sie mußte sich in ärztliche Behandlung begeben.

Feuer. Gestern, nachmittags um 4 Uhr, wurde die Feuerwehr alarmiert. Im Hause des Fleischers Murgol auf der ul. Piastowska ist ein Kellerbrand ausgebrochen, welcher rasch gelöscht werden konnte.

Racheakt? Der auf der ulica Myslowicka wohnhaften Hausbesitzerin Skowronski hat ein gewisser K. aus Siemianowitz in den Abendstunden des Donnerstag die große Fensterscheibe ausgeschlagen. Angeblich soll es sich um einen Racheakt handeln. m.

=g= **Aus der Magistratssitzung.** In einer am Donnerstag dieser Woche stattgefundenen Sitzung des Siemianowitzer Magistrats kam in der Hauptsache die neue Geschäftsordnung für die kommissarische Stadtverordnetenversammlung zur Beratung, die bereits von der Stadtverordnetensitzung am 4. Januar angenommen worden ist. Nach längerer Aussprache wurden an 2 Paragraphen der aus 86 Punkten bestehenden Geschäftsordnung unwesentliche Abänderungen vorgenommen, worauf die Geschäftsordnung angenommen wurde. Anschließend daran kamen eine Anzahl Anträge auf Stundung und Niederschlagung von rückständigen Steuern zur Erledigung.

Besserung der Arbeitslage auf den Siemianowitzer Gruben. Der plötzlich eingetretene Witterungsumschlag hat eine Auflebung im Kohlenhandel mit sich gebracht. Der Eingang größerer Aufträge hat die Verwaltung der Siemianowitzer Gruben veranlaßt in dieser Woche nur eine Feierschicht einzulegen, wogegen in der Vorwoche drei Feierschichten verfahren wurden. In der kommenden Woche, sollen wie wir hören, die Feierschichten ganz in Wegfall kommen. m.

Aus den Vereinen. Am heutigen Sonnabend, den 28. d. Mts., veranstaltet die „Liedertafel" Laurahütte im Generlichschen Saal ihr diesjähriges Faschingsvergnügen. Beginn 20 Uhr. — Die heurige Generalversammlung hält der evangelische Männerverein am Sonntag um 17 Uhr im evangelischen Gemeindehaussaal ab. — Am Sonntag, den 29. Januar, nachmittags 3 Uhr, findet im Lokal Prochotta (früher Exner), ulica Falera die Generalversammlung statt. m.

=g= **Aus dem Innungsleben.** Die Friseur- und Perückenmacherinnung, Sitz Siemianowitz, hält am Sonntag, den 29. Januar, im Promenadenrestaurant die fällige Quartalsversammlung ab. — Ebenfalls am Sonntag, den 29. Januar, findet die Quartalsversammlung der Freien Fleischer- und Wurstmacherinnung im Lokal Oczko statt. — Am Montag, den 30. Januar. Anzahl Anträge auf Stundung und Niederschlagung von rückstän- Quartalsversammlung im Lokal Duda ab.

=g= **Faschingsvergnügen des Gesellenvereins.** Der katholische Gesellenverein von Siemianowitz veranstaltet am Donnerstag, den 2. Februar, Mariä Lichtmeß, im Lokal Duda, ein Faschingsvergnügen in Form eines Familienkränzchens. Die Mitglieder und deren Angehörige werden gebeten, sich recht zahlreich daran zu beteiligen.

Belegschaftsversammlung der W. Fitznerschen Kesselfabrik. Die Belegschaft der W. Fitznerschen Kesselfabrik hielt eine Versammlung ab, in der beschlossen wurde, das Stammkapital der Sterbekasse, in Höhe von 20 000 Zloty, auf das Gebäude ulica Smielowskiego hypothekarisch einzutragen. Der Versammlungsleiter teilte weiter der Belegschaft mit, daß die Aufträge immer noch auf sich warten lassen und daher die turnusmäßige Beurlaubung weiter fortbehalten werden muß. Recht rege debattiert wurde über allerlei Lohndifferenzen. Der Versammlung, die ruhig verlief, wohnte der Gewerkschaftssekretär Tometzki bei. m.

Die Vögel hungern! Der scharfe Frost und die hohe Schneedecke treibt die Vögel, auch die sonst scheuen, in die Nähe der menschlichen Wohnungen. So konnte man gestern auf der Kattowitzerstraße einen großen Schwarm von Raben beobachten, welche sich teilweise zur Erde niederließen und von den Anwohnern gefüttert wurden.

Sport am morgigen Sonntag

Fußball.

Slonsk Schwientochlowitz — K. S. 07 Laurahütte.

In Schwientochlowitz tritt am morgigen Sonntag der hiesige K. S. 07 dem dortigen K. S. Slonsk im fälligen Pokalspiel gegenüber. Spielanfang 14 Uhr. Vorher spielen die unteren Mannschaften.

Jednosc Michalkowitz — K. S. 22 Eichenau.

Einen schweren Kampf wird Jednosc Michalkowitz mit dem K. S. 22 Eichenau am Sonntag auf dem Sportplatz des K. S. Jednosc in Michalkowitz haben. Beginn 14 Uhr.

Eishockey.

K. K. T. Kattowitz — Hockeyklub Laurahütte.

Auf der städtischen Eisbahn treffen sich am Sonntag nachmittag 2 Uhr obige Vereine in einem Freundschaftswettspiel. Die Kattowitzer werden mit ihrem bekannten Tormann Görlitz antreten.

Gymnasium Laurahütte — Technikum Kattowitz.

Die Eishockeymannschaften obengenannter Schulen werden am morgigen Sonntag, nachmittags 1 Uhr auf der städtischen Eisbahn ein Freundschaftsspiel ausführen. m.

Um die A-Klassen-Meisterschaft im Eishockey!

Hockeyklub Laurahütte — S. T. L. Kattowitz 1:1 (0:1, 0:0, 1:0).

Der Schiedsrichter Dr. Cursky hatte große Mühe, um das Spiel in richtigen Bahnen zu halten. Mehrere Herausstellungen waren notwendig, um die Unfairheiten zu rügen. Besonders die Kattowitzer zeichneten sich durch das unfaire Spiel aus. Die Laurahütter waren im gesamten Spiel weit besser und hätten dem Spielverlauf nach gewinnen müssen. Leider haperte es bei den Laurahüttern am nötigen Torschuß. Dem Spiel wohnten weit über 300 Zuschauer bei, die von den Leistungen beider Vereine sichtlich begeistert waren. m.

Ganz besondere Beachtung müssen alle sparsamen Hausfrauen den Ankündigungen der Firmen Heilborn (Bytomska 31 und Wandy 6) schenken. Die diesjährigen „weißen Wochen" übertreffen tatsächlich alles bisher Dagewesene. Die Herren Heilborn und Cohn haben mit Rücksicht auf die knappen Verdienste der Beamten und Arbeiter alle Preise so radikal herabgesetzt, daß es jedem, aber auch jedem möglich ist, für wenig Geld gute Ware und viel einzukaufen. Aus der Fülle der zum Verkauf gelangenden Waren wollen wir nur einzelne hervorheben: bunte und weiße Bettwäsche, Gradel, Damaste, Inletts, fertige Bezüge, Bettlaken, Handtücher, Frottetücher, Taschentücher, Damen- und Herrenwäsche, Trikotagen, Schürzen, Gardinen, alles in großer Auswahl und zu Preisen, die wirklich in Erstaunen setzen. Auch alle anderen Waren, wie Kleiderstoffe, Seidenwaren, Stricksachen, Läuferstoffe usw., sind in den „weißen Wochen" im Preise bedeutend herabgesetzt. Sehen Sie sich Anfang nächster Woche die Schaufenster der Heilbornschen Geschäfte, Wandy 6 und Bytomska 31 an und benützen sie die außergewöhnlich günstige Gelegenheit zum billigen Einkauf.

Großes Schlachtfest. Auf das in der Kawiarnia „Polonia" stattfindende Schlachtfest machen wir hierdurch besonders aufmerksam und verweisen auf das heutige Inserat.

Gottesdienstordnung:

Katholische Pfarrkirche St. Antonius Laurahütte.

Sonntag, den 29. Januar.

6 Uhr: für die Parochianen.

7,30 Uhr: für verst. Hubert und Franziska Gawlik, Albert Dworaczek, Eltern und verlassene Seelen.

8,30 Uhr: auf die Intention der Familien Schoedon und Galonska.

10,15 Uhr: für ein Jahrkind sowie Kommunionkind der Familie Waloschek.

Montag, den 30. Januar.

6 Uhr: auf eine bestimmte Intention.

6,30 Uhr: für verst. Eltern Johann und Auguste Schymura, Tochter Hildegard und gefl. Sohn Emil.

Evangelische Kirchengemeinde Laurahütte.

4. Sonntag n. Epiph., den 29. Januar.

9½ Uhr: Hauptgottesdienst.

11 Uhr: Kindergottesdienst.

12 Uhr: Taufen.

17 Uhr: Generalversammlung des Männervereins.

Montag, den 30. Januar.

19½ Uhr: Jugendbund.

Aus der Wojewodschaft Schlesien

Einziehung der alten 2-Zlotysilbermünzen

Die Bank Polski weist nochmals darauf hin, daß am 31. Januar die alten 2-Zlotysilbermünzen aus dem öffentlichen Verkehr gezogen werden und als gesetzliches Zahlungsmittel ihre Gültigkeit verlieren. Der Umtausch der Münzen erfolgt nach Ablauf der Frist nur noch bei der Bank Polski, bezw. ihren Filialen.

Neue Dienstverordnung für Gerichtsvollzieher

Auf Grund einer neuen Verordnung, über Regelung des Zwangsvollstreckungsverfahrens, hat jeder Gerichtsvollzieher den Schuldner vor der Durchsuchung der Kleidung (Leibesvisitation) vorerst aufzufordern, die Taschen selbst zu entleeren. Die Durchsuchung darf an öffentlichen Orten nicht erfolgen. Bei der Versteigerung beweglicher Sachen muß der Gerichtsvollzieher dreimal den gebotenen Preis angeben. Bietet niemand mehr, dann bestätigt dies der Beamte mit dem Wort „nikt" und schlägt gleichzeitig mit dem Hammer auf den Tisch.

Entspricht ein, dem Gerichtsvollzieher übersandtes Schreiben nicht den Vorschriften, dann hat, auf Verlangen der Einsender, binnen einer Woche die gewünschte Richtigstellung vorzunehmen. Schließlich wurden die neuen Gerichtsvollzieher-Gebühren festgesetzt. Dieselben betragen je nach dem Erlös 0.80 bis 20 Zloty, sowie die Verhältnisgebühren 2 bis 125 Zloty.

Nachnahmeverkehr mit dem Ausland

Das Postministerium hat eine neue Verfügung über die Einführung des Postnachnahmeverkehrs mit dem Ausland herausgegeben. In Frage kommen Wertpapiere und andere Postsendungen. Zunächst soll diese Neuerung im Verkehr mit denjenigen Nachbarstaaten eingeführt werden, mit denen Polen einen geregelten Post-Ueberweisungsverkehr unterhält.

Diese ministerielle Verfügung tritt mit dem 1. Februar 1933 in Kraft.

Die Hajokbande unschädlich gemacht

Bandenführer Alfons Weber beging Selbstmord.

In der letzten Woche wurden in Bielschowitz, Neudorf und Umgebung zahlreiche Ueberfälle durch bewaffnete Banditen auf Geschäftsleute ausgeführt, ohne daß der Polizei gelungen ist, die Banditen zu verhaften. Am vergangenen Mittwoch wurde die Polizei verständigt, daß drei Banditen, und zwar Alfons Weber, Adamczyk und Meiksner, sich in der Wohnung des Bruders des Banditenführers Weber in Bielschowitz aufhalten. Die Polizei, die schon seit mehreren Tagen in Bereitschaft war, rückte unter Leitung des Polizeikommissars Brodniewicz aus.

Die Polizeibeamten waren mit Brustpanzern und Stahlhelmen ausgerüstet, zumal sie auf ein Feuergefecht vorbereitet waren. Alfons Weber gehörte nämlich der bekannten Hajokbande an, die während des Plebiszits die ganze dortige Gegend unsicher gemacht hat. Alle Mitglieder der Hajokbande wurden im Kampfe mit der Polizei erschossen. Nur das jüngste Mitglied der Bande, Alfons Weber, wurde erwischt und eingesperrt. Weber saß zuerst im Gleiwitzer Gefängnis, denn er wurde wegen Raubüberfällen zu 15 Jahren Zuchthaus verurteilt. Nach der Uebernahme Polnisch-Oberschlesiens durch Polen, haben die deutschen Behörden den Weber an Polen ausgeliefert, und er hat die 15 Jahre in dem bekannten Verbrechergefängnis Swienty Krzyz verbüßt. Nach Verbüßung der Strafe kam Weber nach Bielschowitz und organisierte hier sofort eine Bande. Die Polizei war über das Treiben Alfons Webers genau orientiert, konnte ihn aber nicht erwischen. Sie hat auch am vergangenen Mittwoch alle Vorsichtsmaßregeln getroffen und die Polizeibeamten entsprechend ausgerüstet.

Das Haus in der ul. Graniczna 25 in Bielschowitz, wo sich die drei Banditen versteckt haben, wurde von der Polizei umzingelt, doch wurden die Banditen rechtzeitig von der ihnen drohenden Gefahr verständigt. Sie kamen aus der Wohnung heraus, zerschossen die Glühbirnen im Hausflur und eröffneten ein mörderisches Feuer gegen die Polizei. In der Dunkelheit gelang es dem Weber und Meitsner zu entkommen, während Adamczyk schwer verletzt in die Hände der Polizei fiel. Unterwegs begegneten die fliehenden Banditen dem Polizeibeamten Kluba, den sie niederschossen. Kluba erhielt eine Kugel ins Gesicht, die ihn sehr schwer verletzte.

Die zwei Banditen flüchteten aus Bielschowitz nach Neudorf. Gestern erhielt die Polizei die Nachricht, daß sich die beiden in Neudorf in einem Arbeiterhaus in der ul. Szkolna aufhalten. Sofort rückte die ganze Polizeibereitschaft aus und umstellte das Haus. Tatsächlich hielt sich hier der Bandenführer Weber verborgen. Als er sah, was los ist, versuchte er zu fliehen, doch begnete er überall der Polizei, die ihn mit den Revolvern empfangen wollte. Weber hielt in der linken Hand einen Revolver und seine rechte Hand war verbunden. Als Weber sah, daß ein Entkommen nicht mehr möglich war, schoß er sich eine Kugel in den Kopf und fiel zu Boden.

Den dritten Banditen, Meiksner, hat die Polizei noch nicht erwischt, aber sie ist auf seiner Spur. Es wird nicht mehr lange dauern und Meiksner dürfte der Polizei auch in die Hände fallen. Somit dürfte die Hajokbande als erledigt angesehen werden.

Der schwer verwundete Adamczyk, von der Weberbande, befindet sich im Lazarett der Spolka Bracka in Bielschowitz, wo ihm ein Bein amputiert wurde. Gestern erschien im Lazarett der Untersuchungsrichter Strzelczyk in Begleitung des Staatsanwalts Nawoiny, um ihn zu verhören. Die Vernehmung mußte sich auf einige Fragen beschränken, weil Adamczyk schwer fiebert und nicht vernehmungsfähig ist. Adamczyk gestand, daß er bei dem Ueberfalle in Kleszcze, im Kreise Rybnik, ferner auf die Großtrafik des Kula in Bielschowitz beteiligt war. Bei allen anderen Ueberfällen war Adamczyk nicht beteiligt gewesen. Außerdem hat Adamczyk seine vier Kumpanen, die an den Ueberfällen beteiligt waren, verraten und angegeben, daß die Hajokbande, unter Führung Webers, aus 10 Mitgliedern bestanden hat. Auch gab er jene Personen an, die den Banditen Unterschlupf gewährten. Die Namen werden einstweilen geheim gehalten.

Kattowitz und Umgebung

Zwei Kommunistenprozesse.

Viel Heiterkeit im Gerichtssaal rief der Arbeitslose Kuktorz aus Ochojetz hervor, der sich wegen kommunistischer Umtriebe zu verantworten hatte. K., der augenscheinlich schon etwas zu tief ins Glas geguckt hatte, machte keinen Hehl daraus, daß er Marken, zugunsten der politischen Gefangenen, verkaufte und sich auch sonst für die kommunistische Sache betätigte. Bei allem aber erklärte er, daß er sich grundsätzlich mit politischen Dingen nicht befasse und er kein gefährlicher Propagandist ist, sondern, im Gegenteil, ein so harmloser Mensch, wie der Herr Gerichtsvorsitzende selbst, sei. Die Randbemerkungen des Beklagten waren mitunter so drollig, daß alles laut auflachen mußte. Nach Schluß der Beweisaufnahme erhielt der Angeklagte, dessen Schuld klar erwiesen war, 6 Monate Gefängnis.

In einem anderen Falle hatte sich gleichfalls wegen kommunistischer Werbearbeit der Erich Lempa aus Bismarckhütte zu verantworten, der allerdings schon seit Monat Juni v. Js. in Untersuchungshaft saß. Der Beklagte soll oft kommunistische Fahnen aufgehißt und kommunistische Hetzreden im Betriebe der Bismarckhütte abgehalten haben, was er allerdings nicht zugab. Später fand man bei dem Arrestanten in der Zelle eine statistische Zusammenstellung vor, die ihm von dem früheren kommunistischen Abgeordneten Wieczorek ausgehändigt worden sein soll. Der Beklagte bekannte sich grundsätzlich zu keiner Schuld. Die Schuldfrage wurde aber nach Vernehmung mehrerer Zeugen bejaht und der Beklagte zu 9 Monaten Gefängnis verurteilt.

Verantwortlicher Redakteur: Reinhard Mai in Kattowitz. Verlag „Vita" Sp. z. ogr. odp. Druck der Kattowitzer Buchdruckerei- und Verlags-Sp.-Akc., Katowice.

Die „hilfsbereiten" Banditen. Ein eigenartiges Abenteuer begegnete dem Kaufmann Szlama Bitter aus Sosnowitz auf der Chaussee zwischen Schoppinitz-Zawodzie. Er hatte mitten auf der Chaussee einen Wagendefekt und bat drei vorübergehende Männer, ihm zu helfen. Die drei Männer machten den Wagen bald wieder flott. Der Kaufmann war so unvorsichtig, seine Brieftasche zu öffnen, in welcher sich gegen 400 Zl. befanden. Er entnahm dieser 50 Groschen und händigte das Geld einem der Männer aus. Die Leute entfernten sich einige Schritte, kehrten aber bald wieder um, und verlangten einen größeren Geldbetrag. Da sich der Kaufmann weigerte, entrissen ihm die drei Männer die Brieftasche und verschwanden mit ihrer Beute feldeinwärts. Die Polizei hat sofort die Ermittelungen nach den Tätern eingeleitet.

Vorsicht vor Taschendieben. Am Donnerstag-Wochenmarkt in Kattowitz wurde einer gewissen Agnes Brachmann das Handtäschchen mit 10 Zloty gestohlen. Der Diebstahl wurde in dem Moment ausgeführt, als die Frau an einem Verkaufsstand die entnommene Ware bezahlen wollte. Dem Spitzbuben gelang es, im Menschengedränge unerkannt zu entkommen.

Ein „ausgekochter" Gauner und Gewaltmensch. Der S. Hochhaus wurde eines Tages in Kattowitz von einem Manne angehalten, der ihn zum Ankauf „wertvoller" Ringe zu überreden versuchte. Es handelte sich hierbei um den bekannten Schwindler mit Ramschware, wobei schon viele leichtgläubige Personen mächtig hereingefallen sind. In einem Hauskorridor, in den Hochhaus gelockt wurde, entriß ihm der Täter, ein gewisser Wolff Lilian einen Betrag von 40 Zloty, weil sich Hochhaus weigerte, auf dieses faule Geschäft einzugehen. Es gelang den gemeingefährlichen Burschen bald abzufassen. Vor Gericht spielte er sich als Unschuldslämmlein auf. Er bestritt den Raubüberfall auf Hochhaus und besaß die Dreistigkeit, diesen als Verleumder hinzustellen. Da aber an der Schuldfrage des Wolff Lilian nicht zu zweifeln war, wurde er verurteilt. Die Strafe lautet auf 1½ Jahr Gefängnis.

Für 9 Zloty, drei Viertel Jahr Gefängnis. Ein gewisser Herbert Zelder aus Kattowitz machte eines Tages die Bekanntschaft mit einer nicht ganz einwandfreien Frauensperson, mit der er bald eine heftige Auseinandersetzung hatte. Er warf das Mädchen zu Boden und entriß diesem dann ein Täschchen, enthaltend den Betrag von 9 Zloty. Für diese Tag wurde Zelder am Donnerstag durch das Landgericht Kattowitz zu 9 Monaten Gefängnis verurteilt.

Zawodzie. (Greisin verursacht gefährlichen Brand.) Im 4. Stockwerk des Hauses, ulica Krakowska 49 in Zawodzie, brach ein Brand aus, der von der 74jährigen Witwe Hedwig S. verursacht wurde, die im Korridor ein eingefrorenes Leitungsrohr erwärmen und auftauen wollte. Der Brand entstand durch Entzündung von Lappen, die um das Rohr gelegt waren. Das Feuer verbreitete sich schnell, da auch eine Holzwand in Flammen geriet. In kurzer Zeit brannte auch der Bodenraum, wo sich eine alte Tischlerwerkstelle befand. Das Feuer griff auf der linken Seite des Gebäudes um sich. Auf der rechten Seite sind drei Wohnungen vorhanden, woselbst 4 Personen verweilten, die durch Mannschaften der Feuerwehr in Sicherheit gebracht werden konnten. Das Feuer wütete etwa eine Stunde. Ein wesentlicher Schaden wurde auf drei Bodenräumen angerichtet. Außerdem ist das Dach des Wohnhauses zum Teil beschädigt worden. Während den Löscharbeiten wurden mehrere Wohnungen in Mitleidenschaft gezogen und unter Wasser gesetzt. Der Gesamtschaden dürfte rund 15 000 Zloty betragen. An den Lösch- und Rettungsarbeiten beteiligten sich 4 Feuerwehren und zwar neben der Berufsfeuerwehr Kattowitz die freiwilligen Wehren Zawodzie und Bogutschütz, sowie die Berufsfeuerwehr der Gieiche Sp. Akc.

Königshütte und Umgebung

Ein Kommunistenprozeß.

Unter dem Vorsitz des Gerichtspräsidenten Kleski fanden gestern vor der erweiterten Strafkammer in Königshütte zwei Kommunistenprozesse statt, die mit einer Bestrafung der Angeklagten endigten. Zunächst wurde gegen den Erwerbslosen Viktor Drowa aus Bielschowitz verhandelt. Die Anklageschrift legte ihm zur Last, im vergangenem Jahre wiederholt vom Boden seines Wohnhauses kommunistische Flugblätter auf die Straße geworfen zu haben, ferner, daß er bei Arbeitslosenversammlungen aktiv hervorgetreten und daß er auf Zäune und Mauern in Bielschowitz kommunistische Parolen aufgezeichnet habe. Der Angeklagte stellte die ihm zur Last gelegten Umtriebe ab. Jedoch ergab aber die Zeugenvernehmung das Gegenteil. So erklärte der Polizeikommandant des dortigen Bezirks, daß während einer mehrmonatigen Abwesenheit des D. keine kommunistischen Umtriebe im Kreise Bielschowitz festzustellen waren. Doch bald nach seiner Wiederkehr wurden Flugblätter zur Verteilung gebracht und Häuser und Wände mit kommunistischen Aufschriften bemalt. Ein Mitbewohner des Hauses will D. gesehen haben, wie er den Boden verließ, als aus einem Bodenfenster Flugblätter auf die Straße geworfen wurden. Da auch D. als Delegierter an einem Kongreß in Lodz teilgenommen hat, galt seine Zugehörigkeit zur kommunistischen Partei Polens als erwiesen. Das Urteil lautete auf 1 Jahr Gefängnis. Mit Rücksicht darauf, daß der Angeklagte mehrere unversorgte Kinder zu ernähren hat, wurde ihm eine 3jährige Bewährungsfrist zugebilligt. Die bürgerlichen Ehrenrechte wurden ihm auf die Dauer von 2 Jahren abgesprochen.

Nach Beendigung der ersten Verhandlung, betrat der Erwerbslose Ignatz Moszny aus Chorzow die Anklagebank. Als er im Verdacht stand, an einem Kioskeinbruch beteiligt gewesen zu sein, wurde bei ihm eine Haussuchung vorgenommen und zur Ueberraschung der Polizei eine kommunistische Fahne und anderes Belustungsmaterial zum Vorschein kam. Den Angaben des Angeklagten, daß er diese Gegenstände auf einem Felde gefunden habe, schenkte das Gericht auf Grund der Zeugenaussagen keinen Glauben und sprach M. schuldig, kommunistische Werbearbeit betrieben zu haben. Das Urteil lautete auf 6 Monate Gefängnis und Absprechung der Ehrenrechte, auf die Dauer von 2 Jahren.

Berufseinbrecher erhalten 35 Monate Gefängnis. Im Herbst des v. Js. wurden im Bereiche der Stadt eine Reihe von Einbrüchen in Kaufläden, Warenmagazine und Wohnungen verübt. Die Art der Einbrüche ließ darauf schließen, daß immer ein und dieselben Einbrecher am Werk sein müssen. Die polizeilichen Ermittelungen führten schließlich zur Festnahme der Täter, die sich gestern vor der Strafkammer in Königshütte zu verantworten hatten. Angeklagt waren Izek Lewid und Leon Swarczynski aus Bendzin. Aus der Personalfeststellung ging hervor, daß die beiden bereits wegen ähnlichen Vergehen vorbestraft sind und daher als Berufseinbrecher gelten. Die Angeklagten leugneten die ihnen zur Last gelegten Einbrüche. Als Geschädigte traten an die 20 Zeugen auf, die aber außer einer Schilderung der bei ihnen verübten Einbrüche nichts Belastendes aussagen konnten. Lediglich in zwei Fällen wurden die Angeklagten von der Polizei als Täter überführt, und zwar hatten die dem Kaufmann Gemeiner aus dem Laden 210 Zloty und 25 Musikplatten gestohlen. Ferner wurden sie bei einem Wohnungseinbruch überrascht und erkannt. Lewid wurde zu 20 und Skwarczynski zu 15 Monaten Gefängnis verurteilt.

Rundfunk

Kattowitz und Warschau.

Gleichbleibendes Werktagsprogramm

11,58 Zeitzeichen, Glockengeläut; 12,05 Programmansage; 12,10 Presserundschau; 12,20 Schallplattenkonzert; 12,40 Wetter; 12,45 Schallplattenkonzert; 14,00 Wirtschaftsnachrichten; 14,10 Pause; 15,00 Wirtschaftsnachrichten.

Sonntag, den 29. Januar.

10,30: Gottesdienst aus Groß-Piekar. 12,15: Morgenfeier. In einer Pause: Vortrag. 14: Musikalisches Zwischenspiel. 14,20: Aus Lemberg: Musik. 14,10: Musikalisches Zwischenspiel. 15: Aus Lemberg: Musik. 16: Jugendfunk. 16,25: Musikalisches Zwischenspiel. 16,45: Vortrag. 17: Solistenkonzert. 18: Leichte Musik. 18,25: Heiteres aus Schlesien. 18,55: Verschiedenes. 19,05: Musikalisches Zwischenspiel. 19,25: Vortrag. 19,55. Sport. 20: Konzert. 21,40: Lieder. 22,30: Tanzmusik.

Montag, den 30. Januar.

15,25: Nachrichten. 15,35: Leichte Musik. 16,10: Briefkasten. 16,25: Französische Unterrichtsstunde. 16,40: Vortrag. 17: Musik an zwei Flügeln. 18: Leichte Musik. 18,50: Vortrag. 19,10: Verschiedenes. 19,30. Berichte. 20: Technischer Briefkasten. 20,15: Oper „Gioconda" auf Schallplatten. In der Pause: Sport und Presse. 23: Tanzmusik.

Breslau und Gleiwitz.

Gleichbleibendes Werktagsprogramm

6,20 Morgenkonzert; 8,15 Wetter, Zeit, Wasserstand, Presse; 13.05 Wetter, anschließend 1. Mittagskonzert; 13,45 Zeit, Wetter, Presse, Börse; 14,05 2. Mittagskonzert; 14,45 Werbedienst mit Schallplatten; 15,10 Erster landwirtschaftlicher Preisbericht, Börse, Presse.

Sonntag, den 29. Januar.

6,35: Aus Hamburg: Konzert. 8,15: Morgenkonzert des Männerchors Breslau. 9,10: Vogelschutz im Winter. 9,30: Verkehrsfragen. 9,50: Glockengeläut. 10: Evangelische Morgenfeier. 11: Johanna Wolf zum 75. Geburtstage. 11,30: Bachkantaten. 12.05: Aus Flensburg: Mittagskonzert. In der Pause: Die wahre Seegeschichte der Woche. 14: Berichte. 14,10: Der Künstler Hans Wildermann zu seiner Ausstellung im Kunstgewerbe-Museum. 14,30: Für die Landwirtschaft. 14,45: Winternächte im Biele-Gebirge. 15,10: Ein Besuch im modernen Sparta. 15,30: Kinderfunk. 16: Lieder zur Laute. 16,30: Aus Baden-Baden: Unterhaltungskonzert. 18: Frederic Standhal zum 150. Geburtstag. 18,20: Sportereignisse des Sonntags. 19: Kleine Bratschenmusik. 19,30: Vortrag. 20: Aus Wien: Tonfilm, Tanz und Operette. 21,30: Aus Berlin: Konzert. 22: Zeit, Wetter, Tagesnachrichten und Sport. 22,30: Tanzmusik.

Montag, den 30. Januar.

10,10: Schulfunk. 11,30: Wetter und Konzert. 15,40: Das Buch des Tages. 16: Die Umschau. 16.20: Unterhaltungskonzert. 17,30: Zweiter landw. Preisbericht; anschl.: Berichte aus dem Musikleben. 17,55: Der Eid. 18,20: Französisch. 18,45: Der Zeitdienst berichtet. 19: Der 30jährige Krieg als kulturelle Katastrophe. 19,30: Schlager auf Schlager. 20: Andere Städtchen — andere Mädchen (Volksliederspiel). 21: Abendberichte. 21,10: Kleine Flötenmusik. 21,40: Richard Schaukal. 22,15: Zeit, Wetter, Tagesnachrichten und Sport. 22,30: Aus Köln: Gott unter uns. (Feierspiel).